



Adalbertus

Zeitschrift für ostmitteleuropäische Begegnung

Herausgegeben von

Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken

Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien

forum





■ *Oben: Gutshäuser und Paläste gibt es im Baltikum zahlreich. Viele sind renoviert und genutzt – zum Beispiel vom estnischen Präsidenten. Andere verfallen auch 25 Jahre nach der Unabhängigkeit. Ebenso ist es bei den Kirchen. Einige erstrahlen wieder im alten Glanz, andere haben sich von der Nutzung als Pferdestall noch lange nicht erholt.*

■ *Oben links: Museum anderer Zeiten in Kuldiga/Lettland.*

■ *Oben rechts: Kein Abbruchhaus, sondern eine bei Künstlern und Literaten beliebte Kneipe mitten in Riga.*

■ *Rechts: Die Balten sind von moderner Technik begeistert: Mitten im Wald eine Ladestation für Elektroautos.*



INHALT

- Johannes Klafke
3 Geistliches Wort
- Wolfgang Nitschke
4 Lektüre zwischen den Jahren
- 4 Neuwahlen zum Vorstand des Adalbertus-Werk e.V.**
- 5 Beitrittserklärung**
- Wolfgang Nitschke
6 25 Jahre nach der „singenden Revolution“
Eindrücke aus dem Baltikum
- Dariusz Wiśniewski
10 Ein polnisches Dorf am Bosphorus
Polska wioska nad Bosforem
- 14 „25 Jahre Nachbarschaftsvertrag zwischen Polen und Deutschland – Bilanz und Ausblick im Kontext des geeinten Europas“**
- Adam Krzemiński
15 Resistent gegen politische Wetterkapriolen
- 18 Oliv’scher Sonntag 2016**
- Alicja Kędzierska
18 Ostertreffen des Adalbertus-Werk e.V. in Gdynia/Gdingen
- 20 „Neuer Anfang – neuer Auftrag“ oder „Ende gut, alles gut?“**
- Wolfgang Nitschke
24 Es war einmal ...
- Markus Bauer
27 Den Acker in einem friedlichen und freien Europa bestellen!
- Wolfgang Nitschke
28 Historisches Erbe oder Altpapier?
- 30 Der veränderte „Westpreuße“ und der Erinnerungsort im Kloster**
- Antje Baecker
32 Jauche, Jasmin, Tomaten oder Schmieröl
- Uwe Hahnkamp
34 Vielfalt der Kooperation
- Alicja Kędzierska
36 Wer regiert bestimmt die Deutung der Geschichte
- Wolfgang Nitschke
37 Ein denkbar schlechtes Zeichen
- Wolfgang Nitschke
42 „Unser Bischof ist bei uns“
- Wolfgang Nitschke
44 In uns allen steckt ein Flüchtling
Zum Gedenken an Rupert Neudeck
- 45 Zum Gedenken**
- 46 Reformier, Wegweiser und Symbolfigur des Dialogs**
Zum Gedenken an Erzbischof Tadeusz Gocłowski
- 46 Glückwünsche**
- 48 Veranstaltungen**
- 48 Pasjonat Kaszub – ein leidenschaftlicher Kaschube**
Prof. Józef Borzyszkowski zum 70. Geburtstag
- 49 Menschen – Minderheiten – Migranten**
Deutsch-Polnische Studententagung vom 29. Juli bis 6. August 2017 in Allenstein/Olsztyn und Danzig/Gdańsk
- 51 Weihnachtsgrüße des Adalbertus-Werk e.V.**



GEISTLICHES WORT

Liebe Freunde,

neulich habe ich einen Artikel gelesen und mich über das Wort „Erstgeburt“ gefreut. Wir alle wissen ja, dass in der Bibel dem Wort „Erstgeborener“ eine besondere Rolle zugesprochen wird. Jesus Christus wird als der Erstgeborene der ganzen Schöpfung bezeichnet, als Wegbereiter der Erlösung und auch als der „Erstgeborene der Toten“. Und dann noch: „Wie einem Erstgeborenen von vielen Brüdern werden die Erlösten Christus gleichgestaltet werden“. In dieser Zeitschrift waren auch zwei kleine Bilder abgedruckt. Eines, welches weihnachtliche Stimmung wecken sollte. Wir alle kennen Bilder, in denen das Jesuskind in der Krippe dargestellt wird – gewickelt in Windeln. In jedem Familienalbum kann man ähnliche Szenen sehen. Außergewöhnlich die zweite Aufnahme, die das Innere eines Mutterleibes aufleuchten lässt und ein Gespräch über das Thema „Abtreibung“ anregen sollte. Solche Bilder bieten einen faszinierenden Einblick in das Leben vor der Geburt. Und so ist in der Zeitschrift zu lesen: „Das ist ein neuer Mensch – genetisch vollständig, individuell einzigartig!“

In der vorweihnachtlichen Zeit können beide Bilder an- und aufregend sein. Ja, so haben wir alle angefangen. Und jedem, ob Christ oder Nichtchrist sei gesagt, so hat auch Jesus angefangen! Die Menschwerdung des Gottessohnes hat sich nicht erst während der Schwangerschaft Marias ergeben – aber auch nicht mit oder nach seiner Geburt. „Und das Wort ist Fleisch geworden“. Dieser Glaubenssatz bekommt eine neue Klangfarbe. Auch das „Ja“ Marias klingt heller. Und wie hellsehtig ist Elisabeth, wenn sie die schwangere Maria begrüßt: Wer bin ich, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt?

So werden wir beim Beten des Rosenkranzes daran erinnert, dass der Sohn Gottes auch Menschensohn geworden ist – und zwar von Anfang an. Lasst uns auch in der Vorweihnachtszeit beten: Jesus, vermehre in uns den Glauben, stärke in uns die Hoffnung und entzünde in uns die Liebe.

Pfarrer i. R. Johannes Klafke

Zum Titelbild

Diese überdimensionale blaue Kuh steht in Ventspils/Windau, Lettland, auf der Hafemole. Entstanden ist die Skulptur für das Kunstprojekt CowParade. Seit 1999 sind so in 75 Städten weltweit über 5.000 Kühe geschaffen worden, die für gewöhnlich nach 4 bis 6 Monaten wieder verschwinden – verkauft oder versteigert werden. Ventspils hat bereits zweimal, 2002 und 2012, an dem Kunstprojekt teilgenommen und lässt die Kühe stehen, weil Touristen und Bewohner die Tiere mögen, zählen und fotografieren – es müssten ungefähr 30 Kühe in der Hafenstadt zu finden sein.

Gerade die blaue Kuh hat in Lettland aber auch eine besondere Bedeutung. Der Sage nach sollen die Tiere einst aus der Ostsee gestiegen sein, um die Küstenbewohner an der Rigaer Bucht vor dem Verhungern zu retten. Blaue Kühe gibt es aber nicht nur in der Sage oder als Skulptur. Die lettische Blaue Kuh – Latvijas zilā govs – ist eine tatsächlich existierende Rinderrasse. Je nach den Lichtverhältnissen sehen die Kühe tat-



sächlich schimmernd hellblau aus. Sie haben einen ruhigen und genügsamen Charakter und sind unanfällig gegen Krankheiten. Im Vergleich zu modernen Arten des Hausrindes ist die Milchleistung allerdings geringer. In Zeiten der UdSSR war die Rasse deshalb unbeliebt bei den Großbetrieben und wäre fast ausgestorben. Inzwischen leben von der „lettischen Blauen“ aber wieder fast 1.500 Stück besonders in Kurland.

Lektüre zwischen den Jahren

Seit über 30 Jahren gibt es eine Buchreihe, die sich „Lektüre zwischen den Jahren“ nennt. Schon als Jugendlicher habe ich mich gefragt, was „zwischen den Jahren“ bedeuten soll? Zwischen 2016 und 2017 passt ja nichts „zwischen“. Irgendwann schlägt die Uhr der Kirche und mit dem ersten Schlag ist das neue Jahr angebrochen und das alte Jahr Vergangenheit und dazwischen ist nicht einmal eine Millisekunde, in der ich etwas „zwischen den Jahren“ lesen könnte. Das Silvesterfeuerwerk wird auch in diesem Jahr gezündet, alle Leute wünschen sich „ein frohes neues Jahr“. Manche beschränken sich auf „gutes Neues“ und ich will dann immer fragen, was ein „gutes Neues“ sein soll? Vielleicht wird uns die Digitalisierung auch irgendwann das Erlebnis von „gutes Neues“ und „Zeit zwischen den Jahren“ ermöglichen. Bis dahin muss ich mich aber damit begnügen, dass manche Menschen schon am

Beginn eines neuen Jahres nicht fähig sind in ganzen Sätzen zu sprechen und damit, dass Werbung und Marketing immer Dinge behaupten, die nicht wahr sind, es keine „Zeit zwischen den Jahren gibt“ und eigentlich etwas anderes damit gemeint ist.

Es wird halt die Behauptung aufgestellt, dass alle Menschen zwischen Weihnachten und Dreikönige Zeit haben, Ruhe und Muße, zum Lesen. Da auch wir im Fach Marketing in der Schule des Lebens aufgepasst haben und es in der Tat stimmt, dass von Weihnachten bis Neujahr oder gar bis zum 6. Januar viele Menschen weniger oder gar nicht arbeiten, sind auch wir auf den Zug „Lektüre zwischen den Jahren“ aufgesprungen. Das *adalbertusforum* möchte von der „Zeit zum Lesen“ etwas abbekommen und es hat dabei auch einige Trümpfe im Spiel: „Adampol“ zum Beispiel. Nein, damit ist nicht der wegweisende Artikel unseres

Freundes Adam Krzemiński gemeint. Adampol oder Polonezköy ist ein Ort, gegründet von Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten, bereits 100 Jahre vor dem II. Weltkrieg. Ähnlich wie die Vertriebenen von 1945 haben die meisten von ihnen aber nach der Flucht Glück und Wohlstand gefunden. Vielleicht ein Beispiel für die Flüchtlinge von heute und auch eine Mahnung an die Politik der derzeitigen Regierung Polens. Im Osmanischen Reich wurde den Polen Asyl gewährt, die ihre Heimat verlassen mussten aus politischen Gründen oder weil sie in Not geraten waren. Gerade Polen verwehrt heute aber Menschen in Not Aufnahme und Asyl und begründet dies damit, dass diese Menschen Muslime sind. Genau diese Muslime haben aber seinerzeit die Christen aus Polen nicht abgewiesen.

Wir beantworten in diesem Heft auch die Frage, wie Heimat riecht und erfahren dabei, dass auch der Gestank von Pferdemit positive Emotionen auslösen kann und sich gerade im Geruch von Lebensmitteln die Heimat spiegelt.

25 Jahre Unabhängigkeit der Litauer, Letten und Esten ist dann ebenso ein Thema, wie 25 Jahre Nachbarschaftsvertrag zwischen Deutschland und Polen. Neben dem bereits erwähnten Artikel in dem Adam Krzemiński die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen historisch aufbereitet, blicken wir auf unseren Studientag zum Thema in Düsseldorf zurück. Wir beobachten die beiden Nachbarstaaten auch dabei, wie sie ihre Museumsprojekte in Berlin und Danzig demonstrieren. Wir waren in der Hansestadt bei der Deutschen Woche zu Besuch und ebenso bei der Stiftung Westpreußen und im Westpreußischen Landesmuseum.

Eine Würdigung erfährt Rupert Neudeck, der zusammen mit seiner Frau Christel postum mit dem Staatspreis NRW ausgezeichnet wurde und uns sozusagen als Vermächtnis auch ein sehr lesenswertes Buch mit dem Titel „In uns allen steckt ein Flüchtling“ hinterlassen hat.

Und wir müssen uns auch mit uns selber und der Zukunft des Adalbertus-Werk e.V. beschäftigen. Welche Zukunft hat unser Werk oder hat sich die Arbeit erledigt? Wollen wir weiter arbeiten, wenn unsere Kirche sich aus der Seelsorge für Vertriebene und Aussiedler verabschiedet hat, weil sie diese Arbeit für unnötig hält? Wie sind wir bei der Archivierung unserer Akten und Aufzeichnungen verfahren und warum haben wir es so gemacht?

Ein vielfältiges Angebot zur „Lektüre zwischen den Jahren“ also und wem das nicht genügt, dem empfehlen wir auch noch die Lektüre diverser interessanter Bücher – die kann man dann aber sicher nicht zwischen den Jahren kaufen, sondern entweder in diesem Jahr oder erst im neuen Jahr, denn zwischen den Jahren muss man ja umtauschen. Aber das wäre ein anderes Thema und würde hier nun zu weit führen.

**Viel Spaß beim Lesen
wünscht die Redaktion**

Neuwahlen zum Vorstand des Adalbertus-Werk e.V.

Am Nachmittag des 10. September 2016 fand in Düsseldorf die jährliche Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werk e.V. statt. Da die in der Satzung – seit 1960 unverändert – benannten 4 Vorstandsämter des Werkes bereits seit langer Zeit selten vollständig besetzt waren, wurde die Satzung auf der Versammlung dieser Realität angepasst. Der Vorstand besteht zukünftig nur noch aus zwei Personen. Kassen- und Schriftführung des Vereines müssen die beiden Vorstandsmitglieder unter sich aufteilen oder auch delegieren. Der bisherige Kassierer Ulrich Wobbe ist aus dem Vorstand ausgeschieden. Bei der Neuwahl bestätigte die Versammlung den Vorsitzenden Wolfgang Nitschke für weitere vier Jahre im Amt. Zum stellvertretenden Vorsitzenden wurde für die Periode 2016/17 bis 2020 Waldemar Pawilczus bestellt.

Liebe Mitglieder des Adalbertus Werk e.V. aus Deutschland und Polen,

hiermit möchte ich mich bei Ihnen vorstellen, obwohl viele von Euch/Ihnen mich ja bereits gut kennen. Ich bin jetzt der stellvertretende Vorsitzende unseres Werkes. Seit 2015 war ich bereits ein berufenes Ersatzmitglied des Vorstandes.



Ich bin 55 Jahre alt, verheiratet und wohne in Gdańsk/Danzig, wo ich auch Mitglied der Deutsch-Polnisch Gesellschaft Danzig/Towarzystwo Polska-Niemcy w Gdańsku bin. Früher war ich drei Jahre lang im Vorstand dieser Gesellschaft in Polen tätig.

Vom Beruf bin ich Diplom-Maschinenbau-Ingenieur, absolviert 1986 an der Technischen Universität in Danzig. Ich habe danach bei der Linde Gas AG in Polen als Verkaufsingenieur gearbeitet und ich war auch als Regional-Direktor bei einer Bausparkasse, die sich in Polen etablieren wollte, tätig. (Ein Vorhaben der Bausparkasse BHW aus Deutschland und der polnischen Bank WBK.) Jetzt bin ich Geschäftsführer einer Firma aus dem Hafengebiet in Gdynia.

Beim Adalbertus-Werk e.V. will ich mich hauptsächlich für Projekte des Werkes in Polen einsetzen und die Kontakte in der Dreistadt pflegen. Mein 20-jähriger Sohn Robert ist auch Mitglied unseres Werkes. Ich hoffe auf eine gute Zusammenarbeit mit allen Mitgliedern des Adalbertus Werkes e.V.

Waldemar Pawilczus

BEITRITTSERKLÄRUNG

Bitte ausschneiden und senden an: **Wolfgang Nitschke
Adalbertus-Werk e.V., Von-Itter-Platz 8
47798 Krefeld** oder per Fax an: **(0 21 51) 41 14 169**

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Adalbertus-Werk e.V., Bildungswerk der Danziger Katholiken. Der Mindestbeitrag beträgt **30,00 Euro** für deutsche Mitglieder bzw. **30,00 Złoty** für polnische Mitglieder.

Ich verpflichte mich zur Zahlung eines Jahresbeitrages in Höhe von _____ Euro / _____ Złoty

Name: _____ Vorname: _____ Beruf: _____

geb.: _____ in: _____ Tel.: _____ Fax: _____

Straße: _____ PLZ: _____ Ort: _____

_____, den _____ Unterschrift: _____

(Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen)

Die Mitgliedschaft verlängert sich automatisch jeweils um ein weiteres Jahr, wenn sie nicht zum Jahresende gekündigt wird.

Liebe Mitglieder, lieber Spender, liebe Freunde und Förderer des Adalbertus-Werk e.V.!

Aktivitäten unseres Werkes sind nur möglich, wenn dafür auch das nötige Kleingeld vorhanden ist. Der Studientag in Düsseldorf, jede Ausgabe des **adalbertusforums**, das Begegnungstreffen in Gdynia und auch die Aufarbeitung unserer Archivalien für das Diözesanarchiv kosten Geld. Für große Studientagen in Gemen, Danzig/Gdańsk oder Litauen können wir Projektförderung beantragen, Zuschüsse für Reisekosten der jeweiligen Ausländer erhalten. Alles andere beruht aber auf der finanziellen Eigenleistung der Mitglieder und Spender. Wir bitten die Mitglieder deshalb zu überprüfen, ob sie den Jahresbeitrag 2016 schon entrichtet haben und bitten die Nicht-Mitglieder um eine Spende zur Finanzierung der Zeitschrift und der Begegnungstreffen. Der aktuelle Mitgliedsbeitrag beträgt mindestens 30,- Euro für deutsche und 30,- Złoty für polnische Mitglieder.

Die Mitglieder in Polen können ihren Beitrag – natürlich gegen Quittung – auch bei Waldemar Pawilczus begleichen. Waldemar ist erreichbar per E-Mail: walpaw@poczta.fm

Der **nebenstehende Überweisungsträger** kann für die Bezahlung des Beitrages und für Spenden benutzt werden. Er gilt als Spendenquittung bis zu einem Betrag von 100,- Euro in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassenstempel des Geldinstitutes zur Vorlage beim Finanzamt. Für größere Spenden stellen wir eine Spendenquittung aus.

Drodzy członkowie, darczyńcy, przyjaciele i sympatycy Adalbertus-Werk.e.V./ Stowarzyszenia Św. Wojciecha!

Jakakolwiek działalność naszego stowarzyszenia jest możliwa tylko wtedy, gdy mamy na nią środki. Konferencja w Düsseldorfie, każde wydanie **adalbertusforum**, spotkanie w Gdyni, a także zajęcie się naszymi



dokumentami i rzeczami archiwalnymi dla Archiwum Diecezjalnego niosą ze sobą koszty. Na duże spotkania studyjne w Gemen, Gdańsku

czy na Litwie możemy ubiegać się o dofinansowanie, np. dotacje na pokrycie kosztów podróży. Ale wszystko inne organizujemy dzięki składkom i darowiznom. Prosimy członków zatem o sprawdzenie, czy dokonali opłaty rocznej za 2016r. Zwracamy się również do osób nie będących członkami stowarzyszenia o wsparcie w wydaniu czasopisma i organizacji spotkań. Obecna opłata członkowska wynosi co najmniej 30,- Euro dla członków z Niemiec i 30 złotych dla członków z Polski.

Składkę członkowską polscy członkowie mogą uiścić u Waldemara Pawilczusa, oczywiście za pokwitowaniem. Można się z nim skontaktować: walpaw@poczta.fm.

Do dokonania przelewu można używać zamieszczony tu druk.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in
Deutschland und
in andere EU-/EWR-
Staaten in Euro.

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

ADALBERTUS-WERK E.V. - 40001 DÜSSELDORF

IBAN

DE 33 3601 0043 0151 9664 35

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleister (8 oder 11 Stellen)

PBNKDEFFXXX

Betrag: Euro, Cent

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers

Noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

ZUWENDUNGS-BESTÄTIGUNG BIS EUR 100,-

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler, Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

FA DSSD STNR 1035920 0855 BESCH. V. 02.09.2015

IBAN

Datum

Unterschrift(en)



25 Jahre nach der „singenden Revolution“

Eindrücke aus dem Baltikum

Es sagt sich leicht dahin, wenn man weit weg ist, im gefühlten Mittelpunkt Europas und in der größten Wirtschaftsmacht der EU in Deutschland lebt: „die drei baltischen Staaten“. Natürlich ist das inhaltlich nicht falsch – es sind ja drei Staaten. Man sagt ja auch BeNeLux, wenn man Belgien, die Niederlande und Luxemburg in einem Atemzug nennen will. Niemand käme aber auf die Idee von den „romanischen Staaten“ zu reden und Italien, Frankreich, Spanien und Portugal über einen Kamm zu scheren. Vielleicht muss man erst in die „drei baltischen Länder“ reisen um zu erkennen, dass sie zwar alle an der Ostsee liegen, alle recht dünn besiedelt sind und alle tolle Sehenswürdigkeiten besitzen, aber man keineswegs einen Esten für einen Litauer halten darf und einem Letten erklären sollte, wie schön seine Hauptstadt Vilnius sei. Beides sorgt für eher schlechte Stimmung.

Paradies mit Sandstrand

Landschaftlich sind sich die Staaten ähnlich. Aber die Ähnlichkeiten der Region ziehen sich bis Pommern oder gar Mecklenburg. Ostseeküste und das zugehörige Hinterland halt. In Litauen ist die Situation et-

was anders, weil Litauen wenig Küste abbekommen hat. In Lettland und Estland aber gibt es wunderbares oft unberührtes Land. Ein polnischer Freund, der von Klaipėda bis Tallinn die Küste abgefahren war sagte: „da kannst Du den ganzen Tag nackt am Strand Richtung Norden laufen – und keiner bekommt das mit, weil Du keinen triffst“. Ganz so einsam ist es zwar nicht. Aber wer deutsche oder polnische Ostseeküste im Hochsommer, Adria oder griechische Inseln kennt, der fühlt sich am lettischen oder estnischen Strand fast wie im Paradies. Unendliche Weiten, Sandstrand oder Steilküste, viele sehr gut ausgestattete Campingplätze und Pensionen, Häuser oder Datschen, die man mieten kann und kaum Touristen. Auf der estnischen Insel Hiiumaa in der Inselmetropole Kärdla war an einem Mittwoch Ende Juli ein einziges Restaurant geöffnet. Kaum Jemand war auf der Straße anzutreffen und nur direkt an der Ostsee gab es eine Kneipe, die von Windsurfern bevölkert war, die dort auch in Wohnmobilen übernachteten. Die Frage, warum in der Hauptsaison kaum Gäste da seien, stieß bei unserer Vermieterin auf Unverständnis. Es seien doch viele Gäste da, sagte sie und am Wochenende kämen natür-

lich noch mehr Besucher. Aber wir müssten doch bitte verstehen, „die Esten sind ein ruhiges Volk und mögen keinen Massentourismus“. Den findet man in der Tat nirgendwo an der Küste zwischen dem litauischen Palanga und der Ontika-Küste am finnischen Meerbusen. In Palanga, im lettischen Liepāja, im estnischen Pärnu/Pärnau – wo man noch heute die Tradition des 1838 eröffneten ersten Kur-Schlammabades pflegt – gibt es natürlich Urlauber. Viele kommen aus Schweden oder Finnland, Letten reisen nach Estland, Esten nach Lettland. Man trifft auch Deutsche, nicht nur Baltendeutsche und deren Nachkommen und andere EU-Bürger. Aber im Vergleich ist der Tourismus der Strandurlauber in allen drei Ländern gering. Fast war durch die Russen sogar zu Sowjetzeiten mehr los, hört man. Urlaub ist eben auch ein Kostenfaktor und zumindest für den durchschnittlichen Litauer oder Letten zu teuer. Man fährt dann eher aufs Land zur Familie.

Gedränge in den Metropolen

Familie auf dem Land hat nämlich fast jeder junge bis mittelalte Litauer, Lette oder Este. Nicht erst seit der Unabhängigkeit 1991 ziehen die jungen Menschen nämlich in die Städte. Offiziell gibt es 1,3165 Millionen Esten (Januar 2016) also 29 Einwohner pro Quadratkilometer. Ein Drittel der Gesamtbevölkerung Estlands lebt aber in der Hauptstadt Tallinn. Dort leben ca. 2.700 Menschen pro Quadratkilometer. Man kann sich allein bei diesen Zahlen vorstellen, dass es viel Platz und unberührte Natur außerhalb der Hauptstadt gibt. In Lettland leben von den 1,98 Millionen Menschen (August 2015) fast die Hälfte im Raum der Metropole Riga und auch in Litauen lebt ein Drittel der knapp 2,9 Millionen Einwohner (März 2016) in den beiden größten Städten Vilnius und Kaunas. Was die Bevölkerungsstatistiken und Einwohnerzahlen jedoch verschweigen ist in allen drei Ländern die Zahl der Menschen, die zwar dort mit Hauptwohnsitz gemeldet sind, die Staatsangehörigkeit besitzen und bei Wahlen oft sogar ihre Stimme abgeben, aber eigentlich in anderen europäischen Ländern, Amerika oder Kanada leben. Die Bevölkerungszahlen sind zwischen dem Memelland, Weißrussland und der russischen Grenze bei Narva seit der Unabhängigkeit rückläufig.

Auf und davon

Estland, Lettland und Litauen verlieren ihre jungen Eliten, weil auch die jungen Balten westlichen Wohlstand der unberührten Natur vorziehen und nur zum „Urlaub auf dem Lande“ zurückkehren. Eigentlich unterscheiden sie sich da nicht von den Wirtschaftsflüchtlingen aus Afrika, die von einem besseren Leben und Wohlstand in Europa träumen, oder von den in der EU oft als „Schmarotzer“ beschimpften Bulgaren und Rumänen. Die Doppelmoral dieser drei Staaten (aber auch der Polen) ist da eigentlich ungeheuerlich. Sie alle lehnen die Aufnahme von Flüchtlingen aus Syrien oder Afrika ab, schi-





cken aber ihre Kinder und Enkel heraus in die Welt. Sie alle ziehen nach Westen oder Norden, weil man in Deutschland oder England, Schweden oder Irland, trotz wirtschaftlicher Erfolge der drei Staaten im Baltikum, eben heute doch immer noch mehr Geld verdient, als in Riga oder Klaipėda. Der Unterschied zwischen den jungen Osteuropäern und den jungen Afrikanern ist allerdings, dass die Litauer, Esten und Letten meist gut ausgebildet sind, Englisch und/oder Deutsch können und hier als EU-Bürger legal einreisen. Auch gelten sie als die Fachkräfte, die uns fehlen, sind keine Muslime und fallen auch von der Hautfarbe her nicht auf, was bei der derzeitigen Stimmung in einigen EU-Ländern von ungeheurem Vorteil ist. Nimmt man beispielsweise nur die Jugendlichen, die seit Mitte der 90er-Jahre aus Litauen zu unseren Jugendbegegnungen nach Gemen oder Danzig/Gdańsk gekommen sind, so kann man mit Sicherheit sagen, dass mehr als die Hälfte von ihnen nicht mehr in Litauen leben. Die mir bekannten Wohnorte der jungen Litauer sind Toronto, Brüssel, London oder Berlin, eine junge Frau lebt illegal in den USA. Zwei der jungen Männer sind nach dem Studium nach Litauen zurückgekehrt – das ist die Ausnahme. In Lettland ist die Abwanderungssituation ähnlich, nur in Estland ist es durch eine ausgezeichnete IT-Branche für junge Fachkräfte noch attraktiv zu bleiben. Vielleicht wird der Brexit aber auch zur Rückkehr junger Menschen in die Metropolen Riga und Tallinn, Tartu, Vilnius oder Kaunas führen, wenn

■ *Selbst im Seebad Liepāja hat man den kilometerlangen Strand nahezu für sich alleine.*

sie in England nicht bleiben dürfen. Auf das weite unberührte Land werden sie aber sicher nicht ziehen – vielleicht später, wenn sie dann dort von ihren Enkelkindern besucht werden wollen. So wie sie es heute tun – aufs Land zu den Alten, denn junge Leute gibt es dort kaum mehr.

Touristenmagneten

Die sozialistische „Platte“ ist natürlich auch in den Städten Lettlands oder Estlands noch allgegenwärtig. Und obwohl Vilnius und Kaunas, Riga oder Tartu inzwischen einen Speckgürtel mit netter, 2 bis 3 Stockwerke hoher Wohnbebauung haben, oder gar Reihenhaussiedlungen am Stadtrand erbaut wurden: die Plattenbauten dominieren die Wohnviertel der ärmeren Bevölkerungsschichten. Das sind dann meist die russischsprachigen Viertel und nicht immer die vertrauenserweckenden Stadtteile. Abends im Regen an der Endstation des Busses irgendwo im Norden Rigas hat einen völlig anderen Erlebniswert als Kaffee in der Sonne am Marktplatz. Es ist aber in München auch so, dass man sich nachts im Hasenberg unwohl fühlt, als auf der Leopoldstraße im „Café Extrablatt“. Es sei den westlichen Touristen aber durchaus einmal empfohlen, das Weltkulturerbe der historischen Innenstädte zu verlassen und sich die Stadtviertel anzuschauen, in denen die Menschen leben. Dann sieht

man auch, wie sie dort leben. Dann werden die Wunden des Sozialismus auch 25 Jahre nach der „singenden Revolution“ noch sichtbar und die Schlaglöcher in den Straßen tiefer. Setzen Sie sich einmal in die Straßenbahn oder den Bus und fahren damit bis zur Endstation. Ich garantiere, dass der Eindruck von Vilnius, Riga oder Tallinn dann ein anderer ist, als er in Reiseführern vermittelt wird und in den Innenstädten entsteht. Die wurden natürlich herausgeputzt und sind jeweils schön und schrecklich zugleich. Schön, weil die Bausubstanz aufgebaut wurde und erhalten wird. Weil es große Anstrengungen – auch mit EU-Förderung – gibt, die kulturelle und historische Bedeutung der Städte wieder deutlich werden zu lassen. Die Markthallen und die Jugendstilhäuser in Riga sind ein Erlebnis, die engen Gassen in Tallinn oder die Kirchen von Vilnius. Schrecklich sind sie, weil sich in den Metropolen an der Ostsee immer mehr „Baltikum in drei Tagen Touristen“ efinden, die mit Kreuzfahrtschiffen die Städte entern, zu Tausenden ausgespuckt werden und sich durch Museen und Kirchen schieben lassen. Zum Essen und Schlafen kehren sie aber auf die Schiffe zurück. Der einheimischen Wirtschaft nützen solche Touristen wenig. Schrecklich ist auch, dass man im Sommer offensichtlich meint, jeden Gast auspressen zu können. 5 Euro kostet es, wenn man in Tallinn den Dom besuchen will, in Riga werden dafür drei Euro fällig. Das gilt übrigens nicht nur in den großen Städten: Selbst der Blick in einen eigentlich belanglosen Kuppelsaal in einem ehemaligen Schloss und heutigen Hotel soll abseits der eigentlichen Touristengebiete mit 2,50 Euro vergütet werden und die Besichtigung des Gartens im Schloss Rundale kostet stolze 12 Euro. Auch die allgegenwärtigen vor Jahrhunderten zerstörten Ordensburgern rechnen sich offensichtlich. Pro Steinhaufen werden zwischen 2 und 7 Euro verlangt. Die Nebenkosten sind im Baltikum ein großer Faktor im Urlaubsbudget.

Ganz schlimm ist aber der Partytourismus, weil es momentan wohl IN ist in Riga oder Tallinn Jungesellinnen- oder Jungesellenabschied zu feiern. Horden volltrunkener Amerikaner, Briten, Deutsche „Mittzwanziger“, Italiener und viele andere Nationen



■ *Plattenbauten am Stadtrand von Tartu (oben).*
 ■ *Eine von sehr vielen Jugendstilfassaden in Riga (rechts).*



sind anzutreffen. Wer z.B. in Tallinn ein Hostel oder Guesthouse bucht, sollte darauf achten, ob im Keller nicht doch eine Diskothek oder ein Club ist. Oft machen solche Zappel- und Biertempel auch erst um 23:00 Uhr auf – dafür ist dann aber auch bis morgens 08:00 Uhr Stimmung. Beliebt sind die Städte Riga, Vilnius und Tallinn inzwischen auch bei Asiaten, die dann mit dem Tablet-PC durch die Städte laufen und alles so fotografieren, wie es im Reiseführer auch abgebildet ist, aber das kennt man ebenso aus anderen Städten. Kulinarisch sind die Metropolen des Baltikums eher eine Enttäuschung. Zwar gibt es in allen drei Ländern eine einheimische Küche. Die Zeppelinas in Litauen oder das dunkle geröstete Brot mit Knoblauch, welches es in verschiedenen Varianten in allen drei Ländern gibt. Deftige Hausmannskost ist das oft, wie Auflauf mit Kartoffeln und Speck. Fisch in diversen Variationen gibt es ebenso und viel Geflügel. In den Metropolen dominieren aber Pizzerien, Sushi-Bars und Burgerbratereien. Nicht zu vergessen die Coffeeshops diverser Ketten. Leider muss man in Tallinn, Riga und Vilnius inzwischen suchen oder jemanden kennen, wenn man nicht die Restaurants, Kneipen oder Bars aufsuchen will, in denen man nur Touristen trifft und mehr als deutsche Preise zahlt.

Kein Leben ohne Kreditkarte und Smartphone

Zahlen ist besonders in Estland ein Vorgang bei dem man kein Geld mehr in die Hand nimmt. Selbst kleinste Beträge wie 1,80 Euro für einen Espresso zahlt man mit der Kreditkarte. Eine EC-Karte reicht oft nicht – es muss schon Visa, American Express oder Mastercard sein. Alternativ nutzt man sein Smartphone zum bezahlen und überweist direkt aus der Hosentasche. Da es nach der Einführung des Euro zum Beispiel in Litauen und Lettland immer noch Preise wie 1,92 Euro für ein Bier gibt – weil die alten Preise tatsächlich auf die Nachkommastellen umgerechnet wurden, gibt es überall zu wenig Kleingeld und dann ist die bargeldlose Zahlung eine tolle Sache. Auch gibt es keine bessere Korruptionsbekämpfung, als die Abwicklung von Geschäften in Kneipen und Restaurants über Konten. An der Tankstelle muss man sich an der Zapfsäule durch die Karte sozusagen ausweisen, bevor Benzin fließt. Wegfahren ohne bezahlen ist so un-

■ Tausende Touristen erreichen mit Kreuzfahrtschiffen das Terminal von Tallinn.

möglich. Problematisch wird das System dann, wenn man auf einem Parkplatz in der Innenstadt nur noch einen Parkschein lösen kann, wenn man entweder ein Konto bei einer einheimischen Bank oder ein Smartphone mit der Telefonkarte einer einheimischen Telefongesellschaft hat. Einen Parkscheinautomat für Bargeld habe ich in Tallinn über eine halbe Stunde gesucht und nur an einem einzigen Parkplatz gefunden. Dort musste ich dann auch immer wieder hinfahren, weil es wohl der einzige Parkplatz für Barzahler ist. In Riga gibt es zwar viele Automaten – man kann aber nur mit Karte zahlen. Auch in Bus oder Straßenbahn gibt es fast nur elektronische Tickets. Plastikkarten mit Chips auf denen gespeichert ist, für wie lange und für welche Strecken man gezahlt hat. Litauen ist bei diesem Digitalisierungswettbewerb etwas hintenan, aber auch dort gibt es überall WLAN und kostenloses Internet. Wir haben in drei Wochen zwischen der Grenze von Polen zu Litauen bis zur Estnisch-Russischen Grenze nur einen einzigen Ort besucht, an dem es kein verfügbares Drahtlosnetzwerk gab. Oben auf dem

■ Auf dem Aussichtsturm am Kap Kolka gibt es kein verfügbares Drahtlosnetzwerk. Braucht man bei dem Blick eigentlich auch nicht.



Aussichtsturm am Kap Kolka, dort wo man an der Spitze Lettlands den Blick auf die Ostsee richten und am Horizont die estnischen Inseln erahnen kann, war im wahrsten Sinne des Wortes Funkstille. Kein WIFI verfügbar.

Absurde Gegensätze

Es sind absurde Gegensätze, die einem in allen drei Ländern begegnen. Man muss akzeptieren, dass man sich in einer digitalen Umwelt bewegt – nicht nur in den Zentren und Großstädten. Auf der anderen Seite ist es genauso normal, dass man – sobald man die Hauptverkehrsstraßen verlässt – auf Sand- oder Schotterpisten weiterfahren muss. Das sind Straßenverhältnisse, wie in Afrika mit Schlaglöchern, Staub und wilden oder weniger wilden Tieren, die kreuzen. Wir haben einen Wolf in freier Wildbahn getroffen oder einen neugierigen Fuchs am Straßenrand. Und wenn man dann so über die Schotterpiste fährt, sieht man am Straßenrand den Bauern stehen, der gerade mit dem Smartphone im drahtlosen Internet seiner Erntemaschine Anweisungen gibt.

Auffällig und besorgniserregend ist, dass es selbst in den kleinsten Dörfern in Lettland Spielhallen gibt. Der Traum von Reichtum und Glück hat sich für viele Bewohner des Baltikums eben auch nach 25 Jahren Unabhängigkeit nicht erfüllt und man muss nicht einmal genau hinschauen um zu erkennen, dass die Schere zwischen Arm und Reich, zwischen Wendegewinnern und Wendeverlierern sich wohl noch größer geöffnet hat, als in Polen oder zwischen den neuen und den alten Bundesländern. Von außen betrachtet sind die drei EU-Mitglieder vorbildliche Staaten. Sie erfüllen die Eurokriterien, halten die Defizitgrenzen ein und schützen ihre Natur und Umwelt. Man kann es aber auch so sarkastisch sehen, wie es uns eine estnische Historikerin sagte, die bereits zu Sowjetzeiten an der Universität lehrte und der Entwicklung in ihrem Heimatland recht kritisch gegenüber steht: „Je mehr Menschen in die Hauptstadt ziehen oder weg gehen, um so mehr saubere Natur gibt es dann doch“.



Der Umgang mit den Russen

Problematisch ist – trotz jeweiliger rechtlicher Unterschiede – in allen drei Ländern der Umgang mit der russischen Bevölkerung. Natürlich wird auf der Straße oder im Restaurant heute oft Russisch gesprochen. Touristen kommen schließlich auch aus den anderen ehemaligen GUS-Staaten aus Weißrussland, Kirgisien oder Kasachstan. Auch Russen verbringen Urlaub noch an der Küste in Lettland oder Estland. Die Wirtschaftsanktionen und der schwache Rubel haben aber auch im Baltikum zu Einbrüchen im Tourismus und Warenverkehr mit Russland geführt. Im Containerhafen von Ventspils wird besonders deutlich, dass der Handel mit Russland bei nahezu Null angekommen ist. Kaum ein Schiff legt an – die Arbeiter warten und hoffen auf bessere Zeiten. Russland ist für Litauer, Letten und Esten immer noch die Besatzungsmacht, die man vor 25 Jahren singend besiegen konnte und der man bis heute misstraut. Die Krise in der Ukraine verstärkt das Misstrauen und so werden im täglichen Leben gebürtige Letten, Litauer und Esten mit Argwohn betrachtet, weil sie Nachkommen von Russen sind, die in Zeiten der UdSSR angesiedelt worden waren. Orthodoxe Klöster und Kirchen, die von den Sowjets zur Russifizierung errichtet worden waren, sorgen für Unmut. Umgekehrt werden vielen Russen aber auch Bürgerrechte verweigert, wenn sie nicht Lettisch oder Estnisch lesen und schreiben können. Gerade in Narva an der Russischen Grenze ganz im Norden Estlands wird das Dilemma des Staates deutlich. 95 % der Bewohner sind ethnische Russen und man stellt sich die Frage, ob Putin nicht irgendwann – ähnlich wie in der Ostukraine oder auf der Krim – diese Minderheit zu schützen gedenkt. Ähnliches gilt hier wiederum für Lettland und weniger für Litauen, da der prozentuale Anteil der Russen dort am geringsten ist. Die russische Bevölkerung in Estland oder Lettland selbst wird aber wohl kaum nach Putin rufen, sie genießen ja sozusagen doppelte Freiheit. Einerseits können sie jederzeit nach Russland reisen, andererseits genießen sie die Freizügigkeit von EU-Bürgern. Das Misstrauen sollte sich daher eigentlich eher gegen eine mögliche Unterwanderung der Bevölkerung durch radikale Gruppen aus Russland richten, als

■ Schotterpiste an der Grenze zwischen Litauen und Lettland.

gegen die eigene Bevölkerung. Ob mehr NATO-Präsenz für die Stimmung der Menschen da wirklich hilfreich ist, wird auch von einigen Einheimischen bezweifelt. Alle drei Länder brauchen nämlich eigentlich den Nachbarn und Handelspartner Russland genauso wie die EU und Amerika.

25 Jahre Unabhängigkeit

25 Jahre Unabhängigkeit haben die drei Staaten sicher verändert. Man merkt als reisender Gast auch die Unterschiede, die durch die Benennung „die drei baltischen Länder“ immer verwischt werden. Estland ist skandinavischer geprägt, bunter und ordentlicher als Litauen und Lettland. Und an einigen Stellen auch ein wenig übertrieben groß(kotzig). Die Hochhäuser und Shoppingcenter im „neuen Tallinn“ etwa sind riesig – stehen aber zum Teil leer. Es gibt Supermärkte unglaublicher Größe in denen mehr Personal, als Kunden anzutreffen sind.

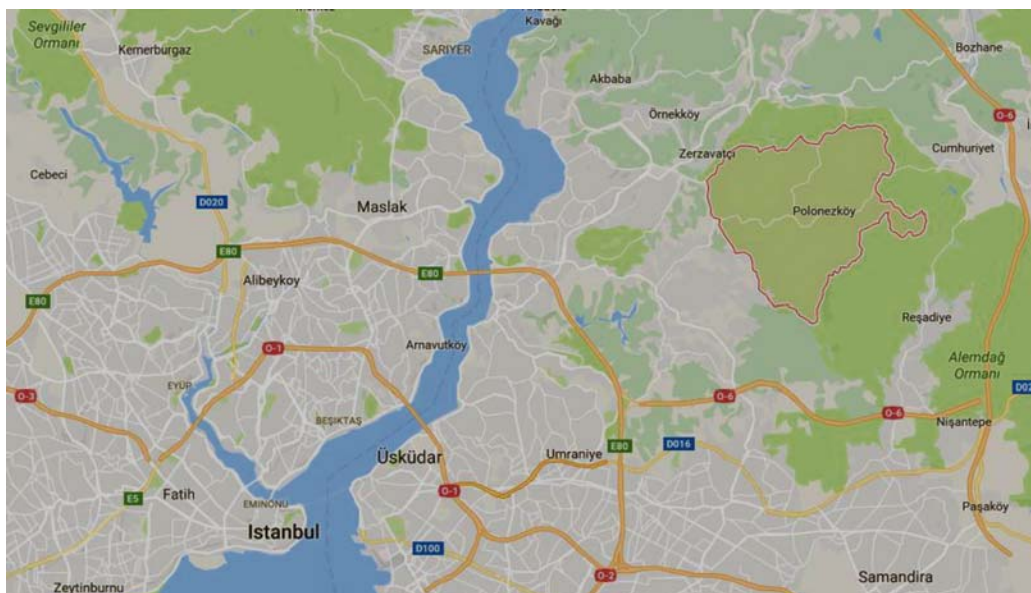
In allen Ländern ist es landschaftlich traumhaft schön – was natürlich im Winter anders ist, als im Sommer. Nur wenige Menschen wissen jedoch, dass es in Estland und Lettland auch ausgewiesene Wintersportregionen gibt. In Otepää fanden schon Biathlon-



■ Das „neue Tallinn“ entsteht im sog. Rotermand-Viertel, einem ehemaligen Fabrikgelände nahe der historischen Altstadt.

Europameisterschaften statt und auch ein Ski-Marathon-Rennen wird ausgetragen. In Sigulda gibt es eine Bob- und Rodelbahn und Langlaufpisten. Reisen ins Baltikum lohnt sich – es gibt viel zu erleben und viel zu sehen. Manchmal wird von der Tourismusbranche zwar auch eine Mücke zum Elefanten gemacht – Hinweisschilder leiten in einem Nationalpark zum Beispiel zu einer Glasmanufaktur. Dort angekommen findet man eine Art gläserne Stehlampe und ein Schild, dass hier bis 1846 mal eine Manufaktur gewesen sei. Man merkt daran aber, dass man sich bemüht, den Gästen etwas zu bieten. Der Tourismus ist inzwischen ein wichtiger und wachsender Wirtschaftsfaktor in den Ländern. Und es ist wirklich lohnend nicht nur die Hauptstädte zu besuchen. Vieles auf dem Land wirkt allerdings immer noch ärmlich und die Sowjetzeit ist nicht nur durch Bauten immer noch präsent. Viele ältere Menschen, denen Digitalisierung und Reisefreiheit recht egal sind, trauern Mütterchen Russland inzwischen auch nach. Ähnliches kennen wir aber von Bürgern der ehemaligen DDR.

Es ist sicher in den Ländern an der Ostsee noch lange nicht alles getan, was versprochen wurde und es ist noch viel Arbeit zu erledigen. Man kann viele Entwicklungen der letzten 25 Jahre kritisch sehen. Mit dem Kapital aus Westeuropa wurde natürlich auch ein Teil der Identität des Baltikums gekauft und nicht alle Investitionen waren richtig und gut für die Bevölkerung. Trotzdem geht es allen drei Ländern heute sicherlich besser, als zu Zeiten der UdSSR. Der Umgang mit der russischen Vergangenheit und Gegenwart ist sicher nicht immer optimal, aber die Demokratien funktionieren bislang. Man sieht aber in der Politik, dass man die baltischen Länder nicht in einen Topf schmeißen kann. Während in Litauen gerade Bauern und Grüne die Wahl gegen alle Erwartungen gewonnen haben und eine „rationale Regierung“ versprechen, sind in Estland die Russlandfreunde auf dem Vormarsch und Lettland hatte die Regierungskrise bereits Ende 2015/Anfang 2016 – wegen der Flüchtlingsfrage. Die Flüchtlinge sind natürlich auch so ein Thema in den baltischen Republiken. Man will sie nicht, hat sie aber schon. Wir haben täglich farbige, Asiaten oder Südländer auf den Straßen getroffen – keine Touristen. Kaum einer von denen will aber dort bleiben. Die Sprache ist in allen drei Ländern schwer und im Winter ist es zu kalt und von Litauen, Lettland und Estland hatten sie weder in Afrika, noch im Irak oder Syrien je gehört. Sie wollen da schon deshalb nicht bleiben, weil sie ja zu Hause gesagt hatten, sie gingen nach Deutschland und es wäre ja peinlich nach Hause zu funken: „Bin in einem Land gestrandet, was ihr alle nicht kennt und nicht im geliebten Land der Königin Angela“. Dabei sagen alle Ökonomen und Wirtschaftsweisen, dass junge Flüchtlinge mit einer guten Ausbildung für Estland, Lettland und Litauen ein Segen wären, weil die eigene junge Bevölkerung das Land ja nach wie vor lieber verlässt. **Wolfgang Nitschke**



■ 35 km od historycznego centrum Stambułu znajduje się wioska Polonezköy, zaznaczona na mapie w górnej części po prawej stronie. ■ ca. 35 km vom historischen Zentrum Istanbuls entfernt befindet sich Polonezköy. Auf der Karte rechts oben eingekreist.

Ein polnisches Dorf am Bosphorus Polska wioska nad Bosforem

Der durchschnittliche Europäer und vor allem der Deutsche assoziiert die Türkei mit einem Land, aus dem seit Jahren Einwanderer und Flüchtlinge gen Westen gelangen, auf der Suche nach Sicherheit und besseren Lebensbedingungen. Nur wenige Menschen wissen, dass vor dem Ersten Weltkrieg weite Gebiete des Osmanischen Reiches nicht nur Ort intensiver Besiedlung durch europäische Kaufleute und Unternehmer waren, hier fanden auch zahlreiche Menschen Zuflucht und politisches Exil.

Mitte des 19. Jahrhunderts entstand in Kleinasien ca. 35 km vom historischen Zentrum Istanbuls entfernt eine ungewöhnliche Siedlung. Sie wurde von polnischen Immigranten gegründet, die in Folge der nationalen Aufstände gegen die Besetzung ihr Hab und Gut verloren und verbannt worden waren. Es war eine schwierige Zeit in der polnischen Geschichte. Polen war nach der dritten Teilung 1795 durch die drei Nachbarländer – Russland, Preußen und Österreich – für 123 Jahre von der Landkarte ausgeradiert worden. Die einzige Macht, die Polens Aufteilung nicht anerkannte, war das Osmanische Reich. Die polnischen Freiheitskämpfer, die Jahre der Verachtung und De-

mütigung hatten erleiden müssen, waren auf türkischem Boden herzlich willkommen. 1842 wurde im Rahmen einer Vereinbarung zwischen der polnischen Exil-Regierung in Paris, dem Lazarusorden und den osmanischen Behörden am Fuße der Alemdağ-Gebirge am asiatischen Ufer des Bosphorus eine Siedlung von polnischen Emi-



granten gegründet. Sie wurde Adampol genannt – nach dem Namen des Fürsten Adam Czartoryski, der die Regierung im Exil in Paris leitete und Stifter der Siedlung war.

Die ersten Jahre waren durch harte Arbeit bei Fällen von Bäumen und dem Bau von Häusern, Scheunen und Ställen gekennzeichnet. Auch mussten Strukturen für die Gemeinschaft geschaffen werden. Man gab sich eine Dorfordnung, baute die Kir-

chla przeciętnego Europejczyka, a szczególnie mieszkańca Niemiec, Turcja kojarzy się z krajem, skąd od lat na Zachód docierają kolejne fale imigrantów i uchodźców w poszukiwaniu bezpieczeństwa i lepszych warunków życia. Mało kto wie, że przed I wojną światową rozległe obszary Imperium Otomańskiego były terenem

intensywnej kolonizacji ze strony europejskich kupców i przedsiębiorców, a także dawały schronienie liczny wygnancom politycznym.

W połowie XIX w. w Azji Mniejszej ok. 35 km od historycznego centrum Stambułu powstała niezwykła osada. Założyli ją polscy emigranci, którzy w wyniku kolejnych klęsk narodowyzwoleńczych powstań tracili swe majątki i byli skazywani na tułaczkę. Był to



Dariusz Wiśniewski, geboren 1969 in Köslin/Koszalin ist Franziskaner. Er studierte Philosophie und Theologie in Polen, Schweden und Italien. Er war einige Zeit am Maximilian-Kolbe-Haus in Danzig/Gdańsk tätig und danach von 2007 bis 2016 Seelsorger für die polnische Gemeinde in der Türkei.

Dariusz Wiśniewski, ur. w 1969r. w Koszalinie, franciszkanin. Studiował filozofię i teologię w Polsce, Szwecji i we Włoszech. Pracował w Domu Maksymiliana Kolbe w Gdańsku a w latach 2007-2016 jako duszpasterz polonijny w Turcji.

trudny okres w historii Polski po tym, gdy sprzysiężenie trzech sąsiednich krajów – Rosji, Prus i Austrii – doprowadziło do ostatecznej parcelacji terytorium państwa i wymazania go z mapy Europy na 123 lata. Jedynym mocarstwem, które nie uznało aktu rozbiorów Polski było Imperium Otomańskie... Uczestnicy walk o wolność ojczyzny po latach poniewierki i upokorzeń znajdowali często życzliwe przyjęcie na tureckiej ziemi. W 1842 r. na mocy porozumienia między nieformalnym rządem polskim w Paryżu, księżmi lazarystami i władzami otomańskimi u podnóża góry Alemdağ na azjatyckim brzegu Bosforu utworzono kolonię polskich emigrantów. Nazwano ją Adampol – od imienia księcia Adama Czartoryskiego, który stał na czele emigracyjnego rządu w Paryżu i był fundatorem osady.

Pierwsze lata istnienia kolonii upłynęły pod znakiem wyniszczającej pracy przy wyrębie lasu, budowy domów i pomieszczeń gospodarczych oraz tworzenia struktur lokalnej społeczności. Określono wówczas zasady osiedlania się mieszkańców, wzniesiono kościół i siedzibę administracji. Z czasem trud i wytrwałość pionierów przyniósł wyczekiwane owoce: obszar leśnych nieużytków przekształcił



che und den Sitz der Verwaltung. Die aufgewendete Zeit, die Mühe und Ausdauer der Pioniere brachte die erwartete Frucht: das Ödland verwandelte sich in ordentliche und gepflegte Höfe. Die polnischen Emigranten erwiesen sich als tüchtige und unternehmerisch denkende Menschen, die fern von ihrer Heimat ein wohlhabendes Dorf und einen „Ersatz der Heimat“ schufen. Sie verdienten sich bald den Respekt der türkischen Nachbarn und durften den Überschuss der Ernte – von anerkannter Qualität – erfolgreich in Istanbul verkaufen. Adampol, gelegen in der Mitte eines Waldkomplexes in der Nähe des Bosphorus, wurde auch zu einem beliebten Urlaubs- und Erholungs-ort, überwiegend unter den christlichen Bewohnern von Istanbul. Bald entdeckten auch europäische Diplomaten und Künstler das Dorf und kamen zu Besuch, unter anderem Franz Liszt und Pierre Loti. Ein deutscher Militär in der osmanischen Armee, Colmar von der Goltz, ist der Autor eines treffenden Zweizeilers, den er in der Chronik während seines Besuchs in der polnischen Siedlung verfasste: „Wie Adam in Paradiese wohl – so fühlte ich mich in Adampol.“ Im Sommer 1937 kam selbst der Präsident und Gründer der modernen türkischen Republik, Mustafa Kemal Atatürk zu Besuch in das polnische Dorf. 1941 besuchte der damalige Apostolische Nuntius Angelo Giuseppe Roncalli die Siedlung. Der spätere „Reformpapst“ Johannes XXIII. wird heute als Heiliger der katholischen Kirche verehrt.

Von Anfang an wurden die Bewohner des Dorfes durch katholische Priester begleitet, die für geistliche Entwicklung und Be-

wahrung des Glaubens sorgten. Die Seelsorge spielte eine Schlüsselrolle um die religiöse und nationale Identität der Adampolner aufrechtzuerhalten. Ein wichtiges Ereignis in der Geschichte des Dorfes war der Bau einer gemauerten Kirche, die offiziell im Jahre 1914 geweiht wurde und die hölzerne Kirche ersetzte.

Mit der Zeit begann Adampol, welches den offiziellen türkischen Namen „Polonezköy“ erhielt – wörtlich „polnisches Dorf“ – seinen ursprünglichen Charakter einer ethnischen und religiösen Enklave zu verlieren. Die politische Instabilität und wiederkehrende Wirtschaftskrisen in der Türkei trugen dazu bei, dass die Nachkommen der europäischen Einwanderer, darunter auch die Polen, in Massen begannen, das Land Türkei

się w schludne i zadbane gospodarstwa. Polscy emigranci okazali się zaradnymi i przedsiębiorczymi ludźmi, którzy daleko od rodzinnego kraju stworzyli od podstaw dobrze funkcjonującą wioskę i namiastkę ojczyzny. Wkrótce zdobyli sobie także szacunek tureckich sąsiadów, a nadwyżki produktów rolnych o uznanej jakości mogli z powodzeniem sprzedawać w Stambule. Adampol położony w środku leśnego kompleksu w pobliżu Bosforu stał się ponadto popularnym miejscem wakacyjnego odpoczynku głównie chrześcijańskich mieszkańców Stambułu. Wioskę zaczęli odwiedzać również europejscy dyplomaci i artyści m.in. Franciszek Liszt i Pierre Loti. Niemiecki wojskowy w osmańskiej armii Colmar von der Goltz jest autorem miłego dwuwiersza, który zapi-

Od początku istnienia osady mieszkańcom towarzyszyli katolicy księża, którzy dbali o ich duchowy rozwój i zachowanie wiary. Opieka duszpasterska odegrała kluczową rolę w utrzymaniu religijnej i narodowej tożsamości adampolan. Ważnym wydarzeniem w historii wioski było wzniesienie murowanego kościoła, który został uroczystie poświęcony w 1914 r. i zastąpił dotychczasową drewnianą świątynię. W 1941 r. polską kolonię odwiedził nuncjusz apostołski Angelo Giuseppe Roncalli, późniejszy papież Jan XXIII, reformator i święty Kościoła katolickiego.

Z czasem Adampol, który otrzymał oficjalną nazwę Polonezköy (dosłownie „polska wieś”), zaczął tracić swój pierwotny charakter etnicznej i religijnej enklawy. Niestabilna sytuacja po-



zu verlassen. Viele Bewohner der polnischen Siedlung beschlossen, ihre Betriebe zu verkaufen und reisten aus, vor allem in die Vereinigten Staaten, nach Australien, Deutschland und Frankreich.

In den 70er-Jahren des 20. Jahr-

sał w kronice podczas wizyty w polskiej osadzie: „Wie Adam in Paradiese wohl / So fühlte ich mich in Adampol!“. Latem 1937 r. do wioski przyjechał sam prezydent i twórca współczesnej Republiki Tureckiej Mustafa Kemal Atatürk.

lityczna i nawroty kryzysu ekonomicznego sprawiły, że potomkowie europejskich imigrantów, w tym Polacy, zaczęli masowo opuszczać Turcję. Wielu mieszkańców polskiej osady zdecydowało się wówczas na sprzedaż swych gospodarstw i

hunderts gab es in Polonezköy aber auch zwei wichtige Modernisierungen. Die Straße zum Ort wurde asphaltiert und die Siedlung bekam Elektrizität. Die Möglichkeit einer schnelleren Ankunft und einer komfortablen Erholung in einem von Wald umgebenen Dorf, weg von der Hektik der Großstadt öffnete neue Verdienstmöglichkeiten für die Einheimischen. So entwickelte sich Polonezköy von einer landwirtschaftlichen Ansiedlung zu einem touristischen Zentrum. Privatpensionen und Restaurants entstanden und der zunehmende Tourismus führte zu der Notwendigkeit, neue (türkische) Arbeitskräfte einzustellen, die sich saisonal oder für immer in dem Dorf niederließen. Ihr Zustrom bedeutete dauerhafte und irreversible Veränderung in der sozialen, wirtschaftlichen und ethnischen Struktur des Dorfes. Derzeit zählt Polonezköy ca. 700 Einwohner, von denen nur weniger als 50 Personen polnischer Abstammung sind und doppelte Staatsangehörigkeit haben. Die alteingesessenen Bewohner sind stolz auf ihre Wurzeln, waren aber auch immer loyale Bürger des türkischen Staates. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass, obwohl sie nur noch eine kleine Minderheit sind, immer ein Pole in die Position des Bürgermeisters gewählt wird. Dies gilt als Zeichen der Anerkennung für ihre wirtschaftlichen Erfolge und als Hochachtung vor der Vergangenheit.

Den Besuchern fallen auch die Beschriftungen oder Werbung mit polnischen Nationalfarben oder vertraut klingende Namen wie Obora, Krycha oder Polka auf. Die Innenräume der Häuser, Pensionen und Restaurants enthalten oft Elemente der polnischen Folklore oder nationale Symbole. Zu den wichtigen Sehenswürdigkeiten gehört in Polonezköy das Haus der Zofia Ryża. Sie war die herausragende Pflegerin der polnischen Traditionen, Bräuche und der polnischen Sprache im türkischen Exil.

Dank der Bemühungen ihrer Verwandten und polnischer staatlicher Institutionen gelang es in ihrem Wohnhaus ein kleines Museum einzurichten: Dokumente, Fotos, Publikationen, Kleidung, Möbel zur Erinnerung an die Geschichte von Adampol und der polnisch-türkischen Be-

ziehungen. Ein Besuch in diesem Landmuseum ist neben dem Besuch der Kirche und des Friedhofs ein Muss im Aufenthaltsprogramm egal, ob einer offiziellen Delegation oder einer privaten Reise mit der Gruppe oder als alleinreisender Gast. Das polnische Dorf am Bosphorus spielt immer noch eine wichtige Rolle in den internationalen Beziehungen als Beispiel für die Zusammenarbeit, Freundschaft und gutnachbarliche Kontakte zwischen der Republik Polen und der Republik Türkei. Die Bewohner von Polonezköy bewahren und pflegen schon seit sechs Generationen ihre religiösen und nationalen Werte. Die Zeit läuft. Aber trotzdem sind der christliche Glaube und die polnischen Traditionen, Kultur und Sprache weiterhin ein wich-

wyjazd za granicę, głównie do Stanów Zjednoczonych, Australii, Niemiec i Francji. W latach 70-tych XX wieku w Polonezköy miały miejsce dwa ważne wydarzenia modernizacyjne – doprowadzenie do kolonii bitej drogi i elektryczności. Możliwość szybkiego dojazdu i wygodnego odpoczynku w leśnym zaciszu z dala od zgiełku wielkiego miasta otworzyły przed mieszkańcami wioski nowe możliwości zarobkowe. Polonezköy z rolniczej osady przekształciła się w turystyczny kurort. Rozwój rodzinnych pensjonatów i restauracji pociągał za sobą potrzebę zatrudniania nowych tureckich pracowników, którzy osiedlili się we wsi sezonowo lub na stałe. Ich napływ oznaczał trwałą i nieodwracalną zmianę w społecznej, gospodar-

cyjną wartość należy Dom Pamięci poświęcony Zofii Ryży – osobie niezwykle zasłużonej dla pielęgnowania tradycji, zwyczajów i języka polskiego. Dzięki staraniom krewnych i polskich instytucji państwowych w jej rodzinnym domu, udało się zgromadzić bogatą kolekcję eksponatów: dokumentów, fotografii, publikacji, strojów, mebli upamiętniających dzieje Adampola i polsko-tureckie relacje. Wizyta w tym wiejskim muzeum, obok odwiedzin kościoła i cmentarza, jest obowiązkowym punktem w programie pobytu zarówno oficjalnych delegacji, jak i nieformalnych wycieczek czy indywidualnych gości. Polska wieś nad Bosforem odgrywa wciąż ważną rolę w stosunkach międzynarodowych jako przykład współpracy, przyjaźni i



tiger Bestandteil ihrer Identität. So wie vor Jahren ihre Vorfahren an der Weichsel, so feiern sie Feste und pflegen Familientraditionen jetzt am Bosphorus. Jedes Jahr am Heiligabend hört man in dem verschlafenen Dorf im Wald in der türkischen Provinz den melodischen Gesang des Weihnachtsliedes „Wśród nocnej ciszy... (Anmerkung der Redaktion: Fast jeder wird das Lied kennen, wenn er eine CD mit Kolędy besitzt. Es gibt keine deutsche Übertragung. Im Internet findet sich der Titel: „Es schallt die Stimme mitten in der Nacht“.)

Man muss dem französischen Schriftsteller Gustave Flaubert Recht geben, der während seines Besuches in Adampol sagte: „Die Liebe zum Vaterland kann weit führen, weit weg ... im wahrsten Sinne des Wortes“.

Dariusz Wiśniewski

(Übersetzung aus dem Polnischen: Alicja Kędzierska)

czej i etnicznej strukturze wioski. Obecnie Polonezköy liczy ok. 700 mieszkańców, z czego zaledwie niespełna 50 osób ma polskie pochodzenie i legitymuje się podwójnym paszportem. Rdzenni mieszkańcy są dumni ze swych korzeni, ale pozostają także lojalnymi obywatelami tureckiego państwa. Godny podkreślenia jest fakt, że choć stanowią dziś niewielką mniejszość, to w dowód uznania dla ich gospodarności i szacunku dla przeszłości na stanowisko sołtysa wioski nadal wybiera się Polaków.

Gościom przyjeżdżającym do osady rzucają się w oczy szyldy i reklamy wykorzystujące polskie barwy narodowe lub swojsko brzmiące nazwy np. Obora, Krycha, Polka. Wnętrza domów, pensjonatów i restauracji zawierają często elementy polskiego rękodzieła ludowego lub symboli narodowych. Do ważnych miejsc w Polonezköy ze względu na swą historyczną i eduka-

dobrosąsiedzkich kontaktów między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Turecką. Mieszkańcy Polonezköy już od sześciu pokoleń zachowują i pielęgnują swe religijne i narodowe wartości. Mimo upływu lat chrześcijańska wiara oraz polska tradycja, kultura i język nadal ich kształtują i nadal są ważnym składnikiem ich tożsamości. Tak jak przed laty ich przodkowie w kraju nad Wisłą, tak samo oni obchodzą swe święta i kulturywują rodzinne zwyczaje nad Bosforem. Co roku w wigilię Bożego Narodzenia po sennej wsi zagubionej w leśnym zaciszu na tureckiej prowincji niesie się melodyjny śpiew kolędy „Wśród nocnej ciszy...”. Należy przyznać rację francuskiemu pisarzowi Gustawowi Flaubertowi, który podczas wizyty w Adampolu stwierdził: „Miłość ojczyzny może zaprowadzić daleko, dosłownie bardzo daleko...”.

Dariusz Wiśniewski

Europa i islam w średniowieczu

Relacje między zachodnią a islamską cywilizacją budzą obecnie zrozumiałe zainteresowanie. Dotyczy to również przeszłości, szczególnie okresu średniowiecza, kiedy dochodziło do pierwszych spotkań, gdy kształtowały się schematy zachowań i przesady istniejące do dziś. Literatura przedmiotu jest niezwykle bogata. Wydaje się jednak, że większość prac ujmuje ten temat nieco jednostronnie. Przeważają zdecydowanie opracowania, które ukazują polityczną historię chrześcijańsko-islamskiego konfliktu w epoce podbojów, rekonkwisty i krucjat. Nieco mniejszą wagę przywiązuje się do wzajemnego współzycia, wymiany kulturowej, dziedzictwa arabskiej nauki, percepcji islamu w Europie, ideologii krucjat i wysiłków misyjnych. Właśnie pragnienie bardziej całościowego przedstawienia w zwięzłej formie stosunków między chrześcijanami a muzułmanami w średniowieczu, z dowartościowaniem aspektu kulturowego i teologicznego, legło u podstaw napisania tej książki. Mam nadzieję, że stanie się ona użytecznym narzędziem do lepszego zrozumienia przenikania się obu społeczności na przestrzeni dziejów.

Dariusz Wiśniewski, *Europa i islam w średniowieczu – Konfrontacja i współzycie*, Wydawnictwo Poligraf, 32 złoty, ISBN: 978-83-7856-518-5.



Europa und der Islam im Mittelalter

Die Beziehungen zwischen der westlichen und der islamischen Welt gewinnen derzeit verständliches Interesse. Dies gilt auch für die Vergangenheit, vor allem für die Zeit des Mittelalters, als es zur ersten Begegnung der Religionen kam und sich die bis heute noch existierenden Verhaltensmuster und Vorurteile bildeten. Die Fachliteratur ist sehr reichhaltig. Allerdings scheint es, als ob die meisten Arbeiten sich mit dem Thema ein wenig einseitig befassen. Man findet überwiegend Studien, die die politische Geschichte des christlich-muslimischen Konfliktes im Zeitalter der Eroberungen, der spanischen „Reconquista“ also der Zurückdrängung des muslimischen Machtbereichs auf der iberischen Halbinsel im Mittelalter und der Zeit der Kreuzzüge beschreiben. Weniger Aufmerksamkeit wird der friedlichen Koexistenz, dem Kulturaustausch, dem Erbe der arabischen Wissenschaft, der Wahrnehmung des Islams in Europa, der Ideologie der Kreuzzüge und der Missionsarbeit geschenkt. Der Wunsch nach einer umfassenden Präsentation der Beziehungen zwischen Christen und Muslimen im Mittelalter in prägnanter Form, die Aufwertung des kulturellen und theologischen Aspektes, war der Grund dies Buch zu schreiben. Ich hoffe, dass es ein nützliches Werkzeug zum besseren

Verständnis der gegenseitigen Durchdringung der beiden Religionsgemeinschaften im Laufe der Jahrhunderte werden wird.

Dariusz Wiśniewski, *Europa und Islam im Mittelalter, Konfrontation und Koexistenz*.

Das Buch ist bislang leider nur in polnischer Sprache erhältlich

Positive Bilanz des PolenMobils nach einem Jahr

Das Deutsche Polen-Institut hat eine positive Bilanz seines „fahrenden“ Polnischunterrichtes gezogen. Das PolenMobil – wir berichteten vom Start des Projektes im *adalbertusforum* 49/50 vor einem Jahr – hat im Schuljahr 2015/2016 insgesamt 130 Schulklassen besucht und über 2.600 Schüler erreicht. Aufgrund des großen Erfolgs des Projektes und der Fortsetzung der Förderung werden im kommenden Jahr sogar zwei PolenMobile Schulen in Deutschland besuchen. Interessierte Schulen können sich ab sofort für einen Besuch des PolenMobils im Jahr 2017 anmelden.

In welchem Monat das PolenMobil in den einzelnen Bundesländern unterwegs sein wird, findet man auf der Webseite <http://www.poleninderschule.de/polenmobil>. Von dem Einsatzplan abweichende Termine sind auf Anfrage möglich.

Kontakt: polenmobil@dpi-da.de



25 Jahre Collegium Polonicum

25-jähriges Jubiläum feierte 2016 nicht nur der Nachbarschaftsvertrag zwischen den Ländern links und rechts der Oder. Genau dort wurde im Oktober ebenfalls ein Jubiläum gefeiert. Das Collegium Polonicum in Słubice, die gemeinsame internationale Lehr- und Forschungseinrichtung der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und der Adam-Mickiewicz-Universität Posen, hatte ihr Gründungsjubiläum. Die 1992 gegründete und 1998 eröffnete Einrichtung widmet sich dem Studium der Rechts- und Verfassungssysteme West- und Mitteleuropas, dem Studium der Polnischen Sprache und Kultur, den Interkulturellen Kommunikationsprozessen in und zwischen West- und Mitteleuropa sowie wirtschaftlichen, rechtlichen, kulturellen und ökologischen Aspekte der Entwicklung der deutsch-polnischen Grenzregion. Weiterer Schwerpunkt in Forschung und Lehre ist die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. Gut 3.500 Absolventen haben die erste deutsch-polnische Wissenschaftseinrichtung bislang mit einem Diplom verlassen.



„25 Jahre Nachbarschaftsvertrag zwischen Polen und Deutschland – Bilanz und Ausblick im Kontext des geeinten Europas“



25 Jahre gute
Nachbarschaft
25 lat dobrego
sąsiedztwa

So lautete der Titel unserer Veranstaltung am Samstag, dem 10. September 2016 im Eichendorff-Saal des Gerhart-Hauptmann-Hauses in Düsseldorf. Neben Adam Krzemiński aus Warschau war Dr. Andrzej Kaluza vom Deutschen Polen-Institut aus Darmstadt als Referent angereist. Nachdem der Gast aus Polen die Veranstaltung mit seinem Statement eröffnet hatte, lobte ihn Dr. Kaluza mit den Worten: „Wir lieben Adam Krzemiński, weil er aus dem Stegreif Thesen liefern kann, die Druckreif sind“. Und weil das in der Tat so war, können wir das Gesagte in dem hier abgedruckten Artikel von Adam Krzemiński wieder geben.

Dr. Andrzej Kaluza legte den Schwerpunkt seines Vortrages auf die Zeit seit der Wende

aktiv sind, dann ist das gut“. Es seien eben auch nicht nur Schulpartnerschaften oder offizielle Kulturbesuche und Sport die diese Partnerschaften füllen. „Manchmal sind das auch ganz konkrete Infrastrukturelle Projekte und persönliche Freundschaften, die das tragen“.

Ähnlich wie Adam Krzemiński sieht aber auch das Deutsche Polen-Institut, als ein Träger der Arbeit, den Generationenwechsel. „Wir machen uns Sorgen um unser Publikum – nicht für Filmvorführungen – es geht um das grundsätzliche Interesse der westlichen Öffentlichkeit an Polen. Es geht um die junge Generation“. Studenten sollten mehr Anreiz bekommen, Polenforschung zu machen. Im Gegensatz z.B. zu Großbritannien

ten ausdrücklich die Arbeit des Deutsch-Polnischen Jugendwerkes. Auch im Jugendaustausch seien riesige Potenziale vorhanden.

Erwähnt wurde auch, dass die größte germanistische Fakultät Europas nicht etwa an einer deutschen Universität sei, sondern in Breslau/Wrocław. Das zeige ja deutlich, dass die polnische Seite starkes Interesse an Deutschland habe. Neben den Aussiedlern der vergangenen Jahrhunderte leben inzwischen auch ca. 700.000 Menschen mit polnischem Pass in Deutschland.

Thematisiert wurde dann, dass sich immer mehr Menschen des öffentlichen Lebens auch zur polnischen Großmutter oder zu den Wurzeln in Pommern, Schlesien oder Ostpreußen bekennen. Nicht nur Podolski lebt seine



in Europa 1989. „Für meine Generation spielt Europa die Schlüsselrolle“ erklärte er. Er selber kam als Spätaussiedler in den 80er Jahren in die Bundesrepublik. „Ich bin im Opperländer Land aufgewachsen und in Polen sozialisiert gewesen. Meine Eltern sind dort geblieben und leben heute noch in Polen. Der Rest der Familie ist aber nach Nordrhein-Westfalen gegangen, denn wir fühlten uns abgekoppelt von der EU, wir sahen wie die Welt uns wegnimmt. Wir konnten mal in die DDR oder nach Budapest reisen, aber da gab es auch nur ‚Imitationen des Westens‘. In der DDR waren Autos von Mazda oder Citroën – warum nicht in Polen? Ohne die Wende hätten vermutlich noch viele hunderttausende Menschen mehr das System verlassen, obwohl Polen liberaler war in der Politik.“

Die heutige Situation der deutsch-polnischen Nachbarschaft empfindet Andrzej Kaluza als Wunder und auch die Präsenz Polens in Deutschland sei erstaunlich. 1974 gab es zwar bereits ein wegweisendes Buch von Karl Decker, dem deutsch-polnischen Vordenker in der Literatur, erklärt er. „Das war damals etwas für Eliten. Wir haben in 25 Jahren die deutsch-polnischen Beziehungen und die Verständigung runtergebrochen auf Gesellschaften. Städtepartnerschaften sind da ein Beispiel. 600 gibt es, wenn 300 leben und 150



■ Begrüßung durch den Hausherrn des Gerhart-Hauptmann-Hauses Prof. Winfried Halder. Am Konferenztisch die Moderatoren und Referenten (von rechts) Viola Nitschke-Wobbe, Dr. Andrzej Kaluza, Adam Krzemiński und Pater Diethard Zils.

gibt es in Deutschland kaum Studiengänge an Universitäten, die sich mit dem Nachbarland beschäftigten, kritisierte Kaluza. Interesse wäre vorhanden, aber zu wenig Geld stehe bereit. Fokus des Deutschen Polen-Institutes seien auch die Schulen. Stichwort hier sei das Polenmobil, welches den Unterricht in die Schulen bringe, damit Kinder und Jugendliche sich mit Polen beschäftigen. Auch Lobbyarbeit in den Kultusministerien sei nötig, auch wenn Lobbyismus einen negativen Beigeschmack habe. Man brauche aber die Lobby um Unterrichtsmaterialien, polnische Literatur, Themen aus Geschichte und Gesellschaft in die Schulen zu bringen und sei mit einem bekannten Schulbuchverlag schon gut im Geschäft. „Da kann man von der Homepage Vieles kostenlos runterladen“.

Trotzdem zog Dr. Kaluza ein eher pessimistisches Fazit: „Die Erlebnisgeneration mit dem Herz für Polen bricht weg. Polen muss aber weiterhin in die Herzen kommen und so attraktiv sein, dass es nicht zu einem normalen Land wird“.

Die Diskussion führte noch zu weiteren Aspekten der deutsch-polnischen Vergangenheit und Gegenwart. Beide Referenten lob-

Vergangenheit öffentlich, auch Tennisstar Angelique Kerber oder der Sänger Mark Foster, der 1984 in Kaiserslautern als Mark Ćwiernia zur Welt kam.

Letztes Thema war dann die Beziehung der Kirche zur derzeitigen PiS-Regierung in Polen. Adam Krzemiński positionierte sich klar: „Es gibt zu wenig Widerspruch aus der Kirche für die Nationalkonservativen“. Dr. Andrzej Kaluza stellte heraus: „In der Kirche liegt die Versuchung zu Nahe zur Krone zu gehen. Die Kirche verspricht sich einiges von dieser Regierung. Keine Partei, nicht die PO oder auch die SLD-Regierung hat der Kirche je geschadet – die PiS hat aber nach Auffassung der Kirche nun eine Bringschuld“. Auch das Schweigen der polnischen Kirche zur Flüchtlingsthematik kam noch zur Sprache. Es sei zwar richtig, dass die Kirche die Botschaft von Papst Franziskus, man müsse auch in Polen Flüchtlinge willkommen heißen, einmal gepredigt habe. Es sei allerdings bei dem „einmal“ geblieben und konkrete Stellung gegen den Kurs der Regierung habe die polnische Kirche nie bezogen. Auch das zeige deutlich, dass die Kirche mehr als loyal zum nationalkonservativen Kurs stehe. **wn**

Resistent gegen politische Wetterkapriolen

25 Jahre deutsch-polnischer Nachbarschaftsvertrag

Ein Blick in die Geschichtsbücher gibt dem deutsch-polnischen „Jahr der Jahrestage“ historische Schärfe. Doch 25 Jahre nach dem großen deutsch-polnischen Freundschaftsvertrag von 1991 vernebelt sich der Blick in die Zukunft. Die tektonische Verschiebung, die 2016 die gesamte nördliche Hemisphäre erfasste, verrenkt die Bilderrahmen und verwischt die Konturen bisheriger Zukunftsvisionen. Es wird gefeiert, aber mit ein wenig bangem Herzen, dass die vertrauten Steine der Weisen der europäischen Gründungsväter zu wirkungsschwachen Amuletten verkommen sein könnten.

Der Vertrag von 1991 entsprang dem Geist der „friedlichen Revolution“ 1989, dem Kollaps des sowjetischen Systems, der Selbstbefreiung der Ostmitteleuropäer, der Vereinigung Deutschlands und der euroatlantischen Perspektive. Es wäre aber ein Unfug, die historische Wende in den deutsch-polnischen Beziehungen nur auf die Verträge von 1990 und 1991 und die Erweiterungsperspektive zurückführen zu wollen. Zu gewaltig waren die deutsch-polnischen Gegensätze im 20. Jahrhundert, zu groß die Last der Vergangenheit, um sie allein mit einem abstrakten Fluchtpunkt der gemeinsamen euroatlantischen Perspektive im Zaum zu halten.

Der lange Weg zur Interessengemeinschaft

Es bedurfte mühseliger, jahrzehntelanger Vorarbeit vieler Menschen guten Willens, damit gerade diese Nachbarn gewillt und fähig dazu würden, sich in einer gemeinsamen Entität der NATO und der EU zusammenzufinden. Man vergewärtigte sich nur die gewaltigen Sprünge in den Beziehungen zwischen Deutschland und Polen in den letzten hundert Jahren, und zwar im Vierteljahrhunderttakt 1916 – 1941 – 1966 – 1991 – 2016. Am 5. November 1916 kündigten Wilhelm II. und Franz Joseph ein „Königreich Polen“ an. Es war keine echte Staatsgründung, aber der erste internationale Akt auf dem Weg zur Wiedergeburt des im 18. Jahrhundert von Preußen, Russland und Österreich zerschlagenen polnischen Staates. Vollzogen wurde sie erst im November 1918 mit dem Kollaps der Mittelmächte und besiegelt 1919 in Versailles sowie mit dem Sieg über die Rote Armee

1920. Doch im November 1916 erschien die „polnische Frage“ wieder auf der europäischen Agenda. 25 Jahre nach der Zweikaisererklärung – im November 1941 – standen deutsche Soldaten vor Moskau, nachdem sie zwei Jahre zuvor zusammen mit der Roten Armee Polen wieder einmal aufgeteilt hatten. Ein Vierteljahrhundert später – 1966 – war Deutschland nach seiner beispiellosen militärischen und moralischen Niederlage geteilt, während das von den Siegermächten westverschobene Polen nur 70 Kilometer vor Berlin endete. Nach der genozidalen deutschen Besatzungspolitik im Krieg und der rücksichtslosen Deportation der Deutschen aus Polen danach schien die beiden



■ Am 17. Juni 1991 wurde der „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit“ (Traktat między Rzeczypospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy z 17.06.1991 r.) in Bonn von Bundeskanzler Helmut Kohl und Ministerpräsident Jan Krzysztof Bielecki unterzeichnet.

Nachbarn eine „Erbfeindschaft“ zu verbinden. Doch viele Kirchenleute, Intellektuelle und Politiker aus beiden Ländern drängten auf Anerkennung der Nachkriegsrealitäten und Versöhnung. 1991 war Deutschland wiederum vereint, Polen so gut wie frei. Den Sowjetblock und die UdSSR gab es nicht mehr, und Polen verband mit Deutschland ein Freundschaftsvertrag. Zum ersten Mal im 20. Jahrhundert wurden die „deutsche Frage“ und die „polnische Frage“ nicht in einem existentiellen Konflikt miteinander, sondern in einer „Interessengemeinschaft“ gelöst: Polen bestimmte maßgeblich die ostmitteleuropäische Revolution des Jahres



1989 mit und begrüßte das demokratische, im Westen verankerte und wiedervereinigte Deutschland, während Deutschland zum Fürsprecher der Anbindung Polens an die euroatlantischen Strukturen wurde.

Piłsudskis Saisonstaat

Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte keine der drei Teilungsmächte, die über polnische Provinzen verfügten, Pläne für eine Lösung der „polnischen Frage“. Am ehesten noch Franz Joseph, der ein wohlwollendes

Ohr für die polnischen Loyalisten hatte, die von einem Anschluss zumindest eines Teils von Russisch-Polen an Galizien schwärmten. Die k.u.k. Monarchie ließ polnische Schützen-Verbände formieren, die unter Józef Piłsudskis Führung in „Kongresspolen“ einmarschierten, um dort einen Aufstand anzuzetteln. Vergeblich. Die Wende erzwang im Sommer 1916 ein Patt an den Fronten. Anfang Juli beeindruckten Piłsudskis Legionen Ludendorff mit ihrer Haltung an der Brusilow-Front. Doch der Weg zu richtigen polnischen Hilfsstruppen führte nur über ein polnisches Staatswesen. Die

Deutschen drängten auf die sofortige Rekrutierung der Hilfsstruppen, Piłsudski entgegnete: „zuerst die Regierung, dann das Heer“, sonst wären seine Soldaten nur Söldner.

Im Sommer 1917 brach ein offener Konflikt mit den Besatzern aus, als Piłsudski den Treueid auf die Waffenbruderschaft mit den Mittelmächten verweigerte. Der Friedensschluss mit Bolschewiki von Brest Litowsk im Februar 1918 erregte in Polen helle Empörung, weil in Parallelverhandlung mit den Ukrainern territoriale Beschneidung des immer noch gestaltlosen „Königreichs Polen“ abgemacht wurde. Als am 11. November 1918 der in Magdeburg internierte

Piłsudski in Warschau eintraf, zählte die „Polnische Wehrmacht“ ganze 139 Offiziere und 2.600 Soldaten, während diverse polnische Truppen immer stärker wurden und für den Fall der deutschen Niederlage einen Aufstand gegen die Besatzer planten. Der brach im Dezember 1918 auch aus: im preußischen Teilungsgebiet, in Posen. Der polnische Staat entsprang der günstigen Konstellation, jedoch nicht dem Chaos der Kriegs- und Nachkriegszeit allein. Er war eine Leistung sowohl der polnischen Führungsschicht, als auch der polnischen Gesellschaft, die – seit Generationen durch drei unterschiedliche Staatswesen geprägt – die sozialen Verstärkungen, die mit der Aufhebung des bisher Selbstverständlichen einhergingen, wie auch die großen militärische Lasten der Grenzkonflikte, Kriege und Aufstände mitrug. Allerdings blieb der Friede auch nach Piłsudskis Sieg über die Rote Armee 1920 und der Einstellung der Grenzkämpfe in Schlesien wackelig. In der Weimarer Republik galt Polen als „Saisonstaat“. Eine Folge war die geheime Zusammenarbeit der Reichswehr mit der Roten Armee im Rahmen der „Rapallo-Politik“ (1922). 1925 lehnte der deutsche Außenminister Gustav Stresemann die Anerkennung der polnischen Grenze ab und startete einen „Zollkrieg“. Hitlers Machtübernahme brachte zeitweise eine überraschende Entspannung in das ver-



trackte Verhältnis. Die Nichtangriffserklärung vom 26. Januar 1934 überraschte Europa, obwohl Polen eine ähnliche Erklärung bereits 1932 mit der UdSSR abgeschlossen hatte. Es wurden einige offizielle Brücken geschlagen: man besuchte sich gegenseitig, gründete eine deutsch-polnische Gesellschaft und sogar eine Schulbuchkommission. Das polnische Außenministerium gab selbst die Planung einer exterritorialen Autobahn über den „Korridor“ nach Ostpreußen in Auftrag und stoppte ihn erst, als klar wurde, dass Danzig nur ein Vorwand war. Piłsudskis Strategie beruhte auf der Äquidistanz zu beiden großen revisionistischen Nachbarn. Und sein Wunschtraum richtete sich – nachdem seine Idee einer Konföderation mit der Ukraine, Weißrussland und den baltischen Ländern sich zerschlagen hatte – auf das Intermarium zwischen Schwarzem Meer, Adria und Ostsee. Doch auch dieses „dritte Europa“ erwies sich, trotz enger Kontakte mit Rumänien und der traditionellen Nähe zu Ungarn, als Chimäre. Zu stark waren die nationalen

Egoismen, ethnischen Konflikte und wirtschaftlichen Interessengegensätze.

Im Frühjahr 1939 lehnte Warschau Handlangerdienste für das III. Reich ab. Es setzte auf sein Bündnis mit Frankreich und die britischen Garantien und sah sich bald der Allianz der beiden übermächtigen Nachbarn ausgesetzt. Ihr gemeinschaftlicher Überfall auf Polen am 1. und 17. September 1939 schien die Geschichte unwiderruflich rückgängig zu machen. Dennoch gab es 1941 einen polnischen Staat – im Untergrund – und eine polnische Regierung, in London. Der Warschauer Aufstand 1944 betonte noch einmal den Wunsch nach Äquidistanz gegenüber den beiden Aggressoren von 1939: Militärisch galt er den Deutschen, politisch den sowjetischen „Befreier“, die diesmal zwar „Alliierte unserer Alliierten“ waren, zugleich aber die Hälfte des polnischen Vorkriegsterritoriums für sich beanspruchten



■ *Deutsch-Polnische Grenze auf Usedom.*

und Restpolen ein Zwangsregime aufdrückten.

Solarplexus der deutsch-polnischen Nachkriegsbeziehungen

Deutsch-Polnisches wurde im 20. Jahrhundert dreimal zur Weltgeschichte – in Versailles 1919 und dann in Jalta und Potsdam 1945 pointiert Włodzimierz Borodziej in einem Essay der vierbändigen „Deutsch-polnischen Erinnerungsorte“. Wobei „die Revision der deutsch-polnischen Grenze (...) Angelpunkt der politischen Doktrin sowohl in der Weimarer Republik nach 1919 als auch in der Bundesrepublik nach 1949 – zumindest bis zur Brandtschen Ostpolitik“ – war. Dass die Oder-Neiße-Grenze dreimal anerkannt werden musste – 1950, 1970, 1990, zeigt, dass sie den Solarplexus der deutsch-polnischen Nachkriegsbeziehungen bildete. Im Polen der Nachkriegszeit, als man nach dem Horror der deutschen Besatzung selbst in katholischen Medien über ein Recht auf Hass und Rache diskutierte, galt

die Oder-Neiße-Grenze nicht allein als Entschädigung für die von Stalin annektierten Ostgebiete. Sie diente auch als Anker einer neuen Selbstwahrnehmung: Wenn schon ein Spielball der Großen, dann war man, nach der „Entfernung“ der Deutschen, zumindest „unter sich“ und hatte zum „Erbfeind“ die kürzeste Grenze. Viele Deutsche wiederum verbanden mit ihr nicht nur das Trauma der Vertreibungen, sondern wohl auch ein latentes Gefühl der Demütigung, weil ihr „Nutznießer“ – wider die „Hackordnung“ – kein wahrer Kriegssieger war, sondern das verachtete Stehaufmännchen der europäischen Geschichte.

Auch Moskau kam der Bonner Revisionsanspruch gelegen. Es konnte als Garant der Oder-Neiße-Grenze Warschau besser an der Kandare halten. Die historische Wende in der deutschen Wahrnehmung Polens leitete allerdings 1961 der Mauerbau in Berlin ein.

Mehr deutsch-polnische Nähe

In dem Vierteljahrhundert 1966–1991 entwickelte sich allmählich von unten mehr deutsch-polnische Nähe. Den Vordenkern und Emissären der neuen Ostpolitik folgte mit der größeren Freizügigkeit der Entspannungspolitik die riesige Welle deutscher Heimwehtouristen, und umgekehrt gab es nicht nur polnische Einkaufstrips in die DDR, sondern nach und nach auch steigende Besuche in Westdeutschland. Deutsch-polnische Themen – vom Streit über die Schulbuchempfehlungen, über den Umgang mit der nach der Helsinki-Konferenz im Osten erstarkenden Oppositionsbewegung, bis zur Debatte über die „Solidarność“ und die enorme Welle der Solidarität mit den Polen während des Kriegsrechts – beherrschten die Medien. Zugleich wurde in Polen bereits Mitte der 80er in den Gesprächszirkeln der Solidarność über einen Paradigmenwechsel in der polnischen Deutschlandpolitik debattiert: Nicht die Spaltung Deutschlands liege im polnischen Interesse, da sie den übermächtigen Nachbarn schwäche, sondern umgekehrt – ein wieder vereintes, demokratisches, prosperierendes und im Westen verankertes Deutschland.

Die Öffnung der Berliner Mauer ausgerechnet am Tag des Kanzler-Besuchs in Warschau erschien symbolisch für die deutsch-polnische Verquickung. In die Freude über den Fall des Eisernen Vorhangs mischte sich in Polen auch die Befürchtung, die „deutsche Frage“ könne nun die ganze Vorarbeit der Solidarność überschatten. Es kam auch zu Spannungen wegen Kohls Lavieren in der Grenzfrage. Dennoch hielt die neue „deutsch-polnische Interessengemeinschaft“ tatsächlich. Zu keinem Zeitpunkt versuchte Warschau, die Vereinigung zu bremsen, obwohl nicht nur Margaret Thatcher ihm dies inständig zuflüsterte. Polen hätte den Prozess zwar nicht verhindern können, aber ein Versuch, ihn zu bremsen, hätte diese Nachbarschaft für lange vergiftet. Zum Glück wurde das nicht einmal versucht ...

Im endgültigen Grenzvertrag von 1990 kann man den Abschluss einer für beide Völker und Europa unheilvollen Auseinandersetzung um die Konturen des polnischen Staates sehen. Sie begann 1916 mit einer Auslassung in der Zweikaisererklärung und führte über die Grenzkämpfe nach dem Weltkrieg, die Revisionsversuche der Zwischenkriegszeit, die Aggression 1939 und die brutale Neuzeichnung 1945 zur Akzeptanz des polnischen Staates.

Der Freundschaftsvertrag von 1991 dagegen markierte schon eine völlig neue Epoche in der europäischen Zweisamkeit von Deutschen und Polen – den zukunftsweisenden Revers ihrer „Interessengemeinschaft“ und die deutsche Unterstützung für den polnischen Weg in die euroatlantischen Strukturen. Die Vergangenheit warf immer noch ihre Schatten – etwa im zermürbenden Streit um die Art der deutschen Musealisierung der Vertreibungen und Verkennung der polnischen Besatzungs- und Kriegesopfer, oder

im polnischen Argwohn, durch die deutsch-russischen wirtschaftlichen Affinitäten nicht nur einfach übergangen, sondern geradezu in alter Manier geschädigt zu werden. Der polnische Vergleich der Ostseegaspipeline mit dem Hitler-Stalin-Pakt war zwar unangemessen, der Vorwurf mangelnder Solidarität mit den neuen EU-Partnern im Umgang mit Moskau aber stichhaltig.

Rückfälle gab es auch in Polen, als die Nationalkonservativen mit massiven antideutschen Parolen Wahlkampf führten oder in der EU plötzlich eine Neuauflage der wilhelminischen „Mitteleuropa-Idee“ entdeckten. Doch so etwas verliert angesichts der anbrechenden neuen Zeitrechnung an Gewicht.

Überholte Grundmuster

Hundert Jahre nach der Zweikaisererklärung sind die alten Grundmuster der deutsch-polnischen Beziehungen weitgehend überholt. In Europa kommt allmählich eine Generation zu Wort, deren erstes Generationserlebnis 9/11 war, während die ostmitteleuropäische Revolution 1989 ihr fast so fremd ist



wie die französische 1789 und der Erste Weltkrieg fast so weit zurück liegt wie Hannibals Punische Kriege. Die von ihren Großeltern und Eltern errichtete EU ist für sie eine gegebene, aber kalte Realität und nicht mehr ein romantisches Abenteuer, zumal der verstellte Einstieg in den Beruf keine besondere Europa-Begeisterung entfacht.

Alle Koordinaten der deutsch-polnischen Nachbarschaft in Europa sind heute andere als 1916, 1918, 1939 oder 1945. Auch Europa selbst sieht anders aus als 1989. Doch auch wenn 2016 mit dem Brexit, der russischen Aggression in der Ukraine, der Flüchtlingskrise und dem Dissens in der EU um die „illiberalen Demokratien“ in Ostmitteleuropa ein „Ende der Geschichte“ unabsehbar ist, kann man weiterhin in der NATO- und EU-Osterweiterung durchaus eine Vollendung jener historischen Entwicklung in den deutsch-polnischen Beziehungen sehen, die während des Ersten Weltkrieges mit völlig anderen Vorstellungen angestoßen wurde.

Die Flüchtlingskrise, dann der Brexit als das prägnanteste Anzeichen des Vormarsches der nationalkonservativer Euroskeptiker – beileibe nicht nur in Ungarn oder Polen – erschütterten die Tragebalken jenes Europa-Projektes, das eine erfolgreiche Antwort auf die Katastrophe der beiden Weltkriege war, die von Europa ausgingen und Europa zerstörten. Noch 2004, als ehemalige sowjetische Satellitenstaaten Ostmitteleuropas der EU beitraten, schien es selbst manchen Amerikanern – wie Jeremy Rifkin –, als könne im 21. Jahrhundert der friedliche „europäische Traum“ (die Vereinigung des alten Kontinents) dem klassischen robusten „american dream“ überlegen sein. Bald aber kam es im Zuge der Schuldenkrise in der Eurozone zum ersten Vertrauensbruch. Und heute wird das Europa-Projekt sowohl von Putin als auch von Trump verhöhnt ...

Der tektonischen Makroverschiebung zwischen Europa und Amerika entsprechen auch Mikroverschiebungen in der Wahrnehmung der Realität durch die Normalbürger. Der polnische Literaturwissenschaftler Przemysław Czapliński stellt in seiner Untersuchung

der polnischen Literatur der letzten 25 Jahre eine deutliche „Drehung der Geographie“ fest. An die Stelle der traditionell dominierenden Ost-West-Achse, Russland-Deutschland, schiebt sich seiner Meinung nach in der polnischen Selbstfindung immer mehr die Nord-Süd-Achse, von Skandinavien bis Ungarn und Tschechien, vor. Ob mittlerweile tatsächlich so etwas wie eine literarische Untermauerung des alten „Intermariums“ der Visegrád-Staaten entsteht, ist allerdings trotz der derzeitigen „illiberalen Allianz“ zwischen Warschau und Budapest zu bezweifeln. Die jüngsten Meinungsumfragen in Polen und Deutschland belegen nämlich, dass die seit den Fünfzigerjahren aufgebauten Netzwerke sich gegen politische Wetterstürze weitgehend resistent erweisen. Und bei allen Ungereimtheiten wissen inzwischen auch die polnischen Nationalkonservativen, dass der deutsch-polnische Nachbarschaftsvertrag von 1991 trotz seiner Perforationen „ein feste Burg“ auch für das 21. Jahrhundert ist.

Adam Krzemiński

Ostertreffen des Adalbertus-Werk e.V. in Gdynia/Gdingen

Was macht man, wenn es regnet? Eine gute Idee bei schlechtem Wetter ist ein Besuch im Museum. So machten es auch etwa 30 Mitglieder und Freunde des Adalbertus-Werk e.V. am 30. März 2016. Der Museumsbesuch war geplant und vom Vorstand vorbereitet. Der Regen kam ohne angemeldet zu sein. Trotzdem waren die Stimmung und die Freude des Wiedersehens groß.

Ort der Begegnung war auf Grund der jetzigen Situation in Europa das Muzeum Emigracji w Gdyni. Das Emigrationsmuseum in Gdynia/Gdingen konzentriert sich auf das Thema des Auszuges der Polen in die Welt. Rund 20 Millionen Polen leben außerhalb ihres Landes, in den Vereinigten Staaten, Südamerika, Australien, Großbritannien, allein zwei Millionen auch in Deutschland. Die wenigsten von Ihnen haben die Absicht nach Polen zurückzukehren. In der Dauerausstellung des Museums stehen Familiengeschichten von Auswanderer exemplarisch nebeneinander. Was waren die Gründe der Auswanderung, mit welchen Plänen, Wünschen und Vorstellungen packten die Auswanderer ihre Koffer? Anhand von vielen Briefen kann man spüren, was diese Leute damals fühlten, was hat sie dann in Amerika oder Israel gefreut oder verblüfft? Man erfährt etwas über unerfüllte Träume und erstaunliche Karrieren in der neuen Welt, erlebt durch moderne Technik die lange Schiffsreise von Polen nach Australien, Amerika oder Kanada. Oder man setzt sich in die engen Reihen eines Flugzeuges der 70er-Jahre und reist nach Deutschland aus.

Das Museum befindet sich in einem nicht zufällig ausgewählten Haus – dem historischen Gebäude des Hafens, in dem früher der „Check-in“ für die Fähren erfolgte.

Besonders ausführlich dokumentiert das Museum die sogenannte „Große Emigration“. Die Welle der Auswanderung während der industriellen Revolution. Damals gingen die Menschen, weil sie meinten in anderen Ländern ein besseres Leben zu haben. Manchmal, so erfährt man im Museum, fanden Menschen das Glück dann im brasilianischen Dschungel, andere scheiterten in der Prarie des Wilden Westens in Amerika. Dokumentiert wird aber auch der zwangsweise Wegzug, die Deportation oder die Ausreise der polnischen Juden.

Die Auswanderung der Spätaussiedler ist dann ebenso ein Thema wie die Flucht aus dem kommunistischen Regime und schließlich werden auch die Möglichkeiten der Emigration nach dem Beitritt Polens zur Europäischen Union präsentiert.

Neben vielen multimedialen Elementen gibt es in der Ausstellung auch ganz klassische Museumsstücke: Reisepässe, Briefe, Fotos,



Oliv'scher Sonntag 2016

Am Dreifaltigkeitssonntag, dem 22. Mai 2016, waren in Düsseldorf wieder etwa 35 Besucher zur Feier des Patroziniums der Kathedrale von Oliva zusammengekommen. In der St.-Lambertus-Basilika zelebrierte Präses Dekan Paul Magino die Danziger Vesperandacht. Traditionell wurde am Ende der Andacht wieder am Grab des Bischofs Carl Maria Splett das Lob der Gottesmutter gesungen.

Im Anschluss trafen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum Beisammensein mit Kaffee und Kuchen im „Goldenen Ring“. Erwähnenswert ist, dass in diesem Jahr auch Gäste aus anderen Organisationen der Vertriebenen den Weg zu der Danziger Vesper gefunden hatten.

Angesichts der Tatsache, dass die Zahl der Besucher von Gottesdiensten und Veranstaltungen in allen Vereinen und Verbänden zurückgeht, müssten die Ermländer, Schlesier, Glatzer, Sudetendeutschen, Schneidemühler und Danziger eigentlich enger zusammen-

rücken, als es bislang der Fall war. Wir hoffen, dass sich dies auch 2017 bei der Vesper zum Oliv'schen Sonntag zeigen wird. Besonders gefreut haben sich die Teilnehmer des Oliv'schen Sonntages 2016 auch, dass die letzte lebende Nichte des Bischofs Carl Maria Splett extra aus Ostwestfalen angereist war.

2017 fällt der Trinitatissonntag auf den 11. Juni. Wir bitten alle Interessierten darum, sich den Termin bereits heute vorzumerken und im Bekanntenkreis, den Pfarrgemeinden oder Verbänden, Werbung für die Teilnahme zu machen. Die Vorbereitung der Veranstaltung 2017 hat Pater Diethard Zils OP übernommen, der für seine musikalischen Qualitäten nicht nur in Düsseldorf und Umgebung bekannt ist. Pater Diethard will vor der Vesperandacht eine Orgelmeditation anbieten. Im Anschluss an den Gottesdienst wird es natürlich auch 2017 wieder die Gelegenheit zum Gespräch und Beisammensein geben. **wn**



Tagebücher und viele andere persönliche Dinge, denn über die Hälfte der 10.000 Exponate wurden dem Museum von Privatbesitzern übergeben.

Leider war die Zeit im Museum zu kurz und so soll während der Studentagung 2017 in Danzig/Gdańsk der Besuch im Museum mit einer Führung erneut auf dem Programm stehen.

Am 30. März 2016 setzte die Gruppe ihre Begegnung dann bei warmen Getränken und Gebäck im „Gdyńskie Centrum Organizacji Pozarządowych“ fort. Dort standen der Austausch und die Situation der verschiedenen Organisationen (Gesellschaft Polen-Deutschland in Gdańsk/Danzig, Deutsche Minderheit Gdynia/Gdingen, Adalbertus-Werk e.V.) im Vordergrund der Gespräche. Der Wunsch nach weiteren Begegnungen und Treffen ist in allen Gruppen groß – deutlich wurde aber auch, dass lange Reisen und Veranstaltungen über mehrere Tage für viele Teilnehmer inzwischen zu anstrengend geworden sind.

Alicja Kędzierska



■ Der so genannte „Dworzec Morski“ in den 60er-Jahren. Exponat im Emigrationsmuseum, welches sich heute in dem Gebäude befindet.



■ Werbeplakat für einen „Ausflug“ nach Amerika – allerdings wird keine Rückreise angeboten.



■ Der Dworzec Morski heute als „Muzeum Emigracji w Gdyni“.



■ Getränke und Gebäck gab es nach dem Museumsbesuch im Zentrum der Nicht-Regierungs-Organisationen in Gdynia/Gdyńskie Centrum Organizacji Pozarządowych.



■ Träume von einer besseren Zukunft.



■ Gerade in die USA sind viele Polen ausgewandert.

„Neuer Anfang – neuer Auftrag“ oder „Ende gut, alles gut?“

1947 gab es das erste Gementreffen – 70 Jahre ist das her und viele der Teilnehmer der ersten Jahre auf der Burg Gemen sind bereits nicht mehr unter uns. Fast 70 Jahre gab es auch die katholische Vertriebenen-seelsorge, den Flüchtlingsrat, Visitatoren, Vertriebenenseelsorger in den Diözesen. Auch dies alles gibt es kaum oder gar nicht mehr. Die ersten Publikationen der Landsmannschaften und der katholischen Verbände von Vertriebenen und Aussiedlern wurden eingestellt, Wallfahrten finden nicht mehr statt, weil es zu wenig Teilnehmer gibt. Gementreffen mit 100 oder mehr Teilnehmern wird es sicher kaum mehr geben können, weil es zur Zeit zu wenig deutsche Interessenten gibt. Auf der anderen Seite gibt es die Neugründung des St.-Clemens-Werk e.V. der Russlanddeutschen, die Ackermannsgemeinde feiert ihren 70sten Geburtstag und es gibt, gerade in Polen, angesichts der politischen Entwicklung in Europa immer mehr Menschen, die die deutsch-polnische Versöhnungsarbeit auch heute für keineswegs erledigt und für wichtiger denn je halten.

In unseren eigenen Reihen wird aber immer öfter gefragt, ob und wofür wir das Adalbertus-Werk e.V. noch brauchen? Wir haben einige Mitglieder nach ihrer Meinung zu diesem Thema gefragt. Nicht alle haben auch schreiben wollen. Die Texte, die uns erreicht haben stehen im Folgenden alphabetisch nach den Nachnamen der Autoren hintereinander.

Georg Domansky (Jahrg. 1930)

Liebe Freunde des Adalbertus-Werkes!

Adalbertus-Werk auflösen, Ja oder Nein? Die deutschen (in Danzig geborenen) Mitglieder des Werkes werden immer weniger. Das ist nun mal so. Keiner lebt ewig. Der

Hauptzweck des Werkes, die Versöhnung der alten und neuen Bewohner Danzigs, der Deutschen und der Polen ist erreicht. Es gibt vielfältige Aktivitäten zur Aufarbeitung der deutschen und polnischen Vergangenheit. Es wird viel getan zur Erhaltung, der Pflege und der Weitergabe des religiösen und geistigen Kulturgutes Danzigs, Ostmitteleuropas und des angrenzenden Ostseeraumes. Also: Ist das Weiterbestehen des Adalbertus-Werkes nur ein sentimentales Nicht-lassen-können der Vergangenheit einiger nur noch mehr oder weniger vorhandener alter Leute?

Ich sage: Nein. Nicht auflösen! Auch wenn sicher Vieles des Gesagten nicht falsch ist. Gerade in den letzten Jahren hat sich aber gezeigt, wie brüchig die Versöhnung ist, wie gesicherte Erkenntnisse neuer Forschung gelehnt werden. Auf beiden Seiten begegnet man denen, die sich für gemeinsames Leben, Arbeiten und Forschen einsetzen mit Argwohn und Mißtrauen oder greift sie sogar an.

Ich sage auch deshalb ja zur Weiterführung des Adalbertus-Werkes. Das Werk hat sich aus seinen Wurzeln von 1947 mit dem wohl ersten Aufruf der Versöhnung der Deutschen und der Polen in seinen Trägern und seinen Zielen kontinuierlich weiterentwickelt. Und so sollte es auch weitergehen: Unter dem Patronat des hl. Adalbert für ein christliches Europa in der Gemeinsamkeit seiner Menschen und Völker. Für diese Ziele braucht das heutige Adalbertus-Werk Verbündete. Dem Christentum Verbundene, Danziger, Ost- und Westpreußen, Schlesier, Sudeten-deutsche und Andere, die sich in diesen Zielen wiederfinden. Brückenbauen auf gemein-

■ Treffen der „Danziger Katholischen Jugend“ im August 1948 beim Mittagessen in Gemen.



samer Geschichte, Gestalten neuen gemeinsamen Lebens in Toleranz, Weite und Offenheit. Genug der großen Worte. Wir aus der Erlebnisgeneration können dies nicht mehr leisten. Angesprochen sind die Kinder, Enkel oder Urenkel und Andere, die davon gehört haben, denen das „nur so dahin leben“ nicht ausreicht. Es könnte eine Brücke geschlagen werden von dem Aufruf zur Versöhnung 1947 in eine gemeinsame friedvolle Zukunft.

Wolfgang Nitschke (Jahrg. 1962)

Die Frage, ob Verbände wie das Adalbertus-Werk e.V. heute einen Sinn haben, muss man in mehreren Ebenen betrachten. Zunächst aber sollte klar unterschieden werden zwischen Adalbertus-Werk e.V. und Gementreffen oder Oliv'schen Sonntagen. Veranstaltungen organisieren und Gottesdienst feiern kann man sicher ohne einen eingetragenen Verein. Zu Bedenken wäre aber, dass sich solche Treffen nicht von alleine organisieren oder davon, dass jemand darüber redet, dass er etwas organisieren täte. Wer Gementreffen und Oliv'sche Sonntage möchte, müsste auch zumindest das erledigen, was er an Aufgaben in der Vorbereitung übernommen hat. An der Unzuverlässigkeit krankt das Werk aber bereits seit Jahren. Auch machen Veranstaltungen, Begegnungen und Tagungen nur dann Sinn, wenn es dafür ausreichend Teilnehmer und ausreichend Geld gibt. Das Geld wird beim Adalbertus-Werk zwar auch immer knapper – weil weniger Mitglieder und weniger Spender Beiträge einzahlen, die Kirche und der Staat auch sparen müssen und gerade die Etats für „Auslaufmodelle“ wie Vertriebene immer weiter gekürzt werden. Geld sollte aber für die gestellte Frage erst in zweiter Linie eine Rolle spielen. Viel entscheidender ist für uns heute, dass die Teilnehmerzahlen immer geringer geworden sind. Die Regionaltreffen gibt es nun schon seit Jahren nicht mehr, weil der Aufwand auch für 10 oder 20 Teilnehmer groß ist und es vor Ort auch keine Mitglieder mehr gibt, die körperlich in der Lage und willens sind, die Treffen zu organisieren und durchzuführen. Gementreffen mit 100 oder mehr Teilnehmern wird es sicher auch nur noch dann geben können, wenn wir dutzende Menschen aus anderen Kreisen gewinnen könnten. Viele der „alten Danziger“, der Gementeilnehmer der 70er-, 80er- und 90er-Jahre sind bereits verstorben, andere sind zwar interessiert, aber krank und alt, können nicht mehr reisen oder wollen nicht mehr 5 Nächte von zu Hause weg sein. Und wenn wir ehrlich sind, hat es die Gementreffen 1992 bis 2014 ja auch nur noch gegeben, weil die Polen und Litauer zu uns gekommen sind. Ich erinnere mich noch gut an ein Gementreffen 1990 oder 1991, bei nur noch um die 50-60 Personen den Referenten im Programm 1 lauschten und vielleicht 10 bis 15 Kinder und Jugendliche anwesend waren. Am Sonntagabend saßen wir dann mit gerade 20 Personen in kleiner Runde vor der Orangerie



■ 60. Gementreffen 2006. Erwachsene, Jugendliche und Kinder aus drei Nationen auf dem Burghof.

und haben die Gementreffen sozusagen beendet. Heute sind aber auch die Polen und die Teilnehmer aus der DDR, die nach der Wende zu uns kamen, 25 Jahre älter als damals und da nützen dann keine großen Gefühle und Emotionen – ohne deutsche Teilnehmer bekommen wir kein Gementreffen zustande. Auch wenn das früher immer schön war und die Jugendburg für die Danziger eine Bedeutung hat, eine Heimat war, kommt noch die Frage hinzu, wie man Menschen von außerhalb mit der Kleinstadt im Münsterland begeistern soll? Wenn ich mich schon zu mir unbekanntem Menschen begeben, weil mich die Thematik und die Referenten interessieren, muss auch das Umfeld attraktiv sein. Und da bietet es sich dann für das Adalbertus-Werk e.V. an, Begegnungen und Tagungen in Polen und Litauen zu veranstalten – der Auslandsaufenthalt ist da ein Pluspunkt. Wir müssen uns auch da nichts vormachen: Die Litauer und Polen sind zunächst einmal auch zu uns gekommen, weil sie einen preislich attraktiven Aufenthalt im Ausland in der Einladung erkannt haben. Persönliche Bindungen zu unseren Mitgliedern hat es bei den wenigsten Gästen aus Danzig gegeben, bevor sie zu uns gekommen sind und bei den Litauern noch weniger. Ich will Gemen nicht totreden, wenn es gelingt 15 bis 20 Deutsche und 15 bis 20 Polen zu einer Begegnung/Tagung in Gemen zu gewinnen, will ich mich gerne daran beteiligen sie durchzuführen und zu organisieren, aber ich sehe diese 15 bis 20 Polen momentan eher, als die 15 bis 20 Deutschen. Man muss sich eben auch darum bemühen, sie zu gewinnen. Versprechungen in diese Richtung gab es in den vergangenen 15 Jahren viele – Anmeldungen dann hingegen wenige.

Was die Gementreffen angeht, möchte ich hier auch mit einer Legende brechen: Es ist zwar richtig und es war wichtig, dass vom Gementreffen 1947 die erste Botschaft der Versöhnung nach Polen geschickt wurde. Das ist anerkannt und sicher war die Aussöhnung mit Polen auch Anliegen vieler Teilnehmer, Referenten und der Initiatoren der Treffen. Trotzdem: Niemand ist zu den ers-

ten Gementreffen gefahren, um sich mit Polen zu versöhnen! Ein Gementreffen war nichts anderes als Pfadfinder, ND oder Kolling auch gemacht haben: Ein Sommertreffen mit Freunden – hier noch zum Teil mit Freunden aus der verlorenen Heimat. Für Manche war es ein Wiedersehen nach der Vertreibung aber es ist ja auch nicht so, dass sich die Jugendlichen 1947 oder auch 1950 alle bereits vorher privat gekannt hätten oder schon in Danzig alle dicke Freunde gewesen wären.

Welcher Unterschied zwischen einer Unterschrift auf einer Erklärung zur Versöhnung 1947 und der Realität, der Anwesenheit von 50 Polen in Gemen besteht, haben wir dann ja in den 90er-Jahren auch erlebt. Jemand hat die Burgkapelle verlassen und ist abgereist, weil ein polnisches Marienlied gesungen wurde, andere Teilnehmer (nicht nur ältere, sondern auch junge) haben bereits auf der Anmeldung vermerkt, dass sie bitte nicht im gleichen Haus oder gar im gleichen Zimmer mit Polen untergebracht werden

möchten. „Inzwischen gehört man in Gemen als alter Danziger ja zur deutschen Minderheit“ ist auch eine Aussage eines inzwischen verstorbenen Gemeinfahrers der ersten Stunde, die wenig Begeisterung über die Gäste aus Osteuropa erkennen lässt. Die Gäste waren ja zum größten Teil auch Danziger – allerdings wohl „Danziger zweiter Klasse“.

In so weit ist es sicher richtig und ehrlich, wenn heute alte und treue Teilnehmer der Treffen sagen oder schreiben, dass die Aufgabe der Gementreffen erfüllt sei. Das betrifft nicht nur die 70- bis 90-Jährigen, auch die nachfolgende Generation denkt in Teilen so. Das Bierchen mit den alten Klassenkameraden oder Freunden kann man schließlich auch privat trinken. Es war zwar im „Schloss Café“ an der Jugendburg immer schön, aber die Vorträge waren dann doch anstrengend und die alten Freunde werden auch immer weniger oder kommen nicht mehr nach Gemen. Das deutsch-polnische Verhältnis oder die Versöhnung mit Polen spielen bei dieser Einschätzung der Notwendigkeit von Gementreffen und Adalbertus-Werk e.V. keinerlei Rolle.

Der satzungsmäßige Zweck des Vereins, der da bei Vielen aufgelöst werden soll, ist aber nicht „alte Freunde bei Pizza und Bier treffen“. Deshalb ist es unfair all denen, die an Begegnung und Partnerschaft mit Osteuropa, an Austausch an Versöhnung oder auch an Informationen interessiert sind, die Grundlage zu entziehen, indem man das Adalbertus-Werk e.V. auflöst. Natürlich geben sicher auch alle Teilnehmer der Begegnung 2013 in Danzig und 2015 in Litauen zu, dass sie neben den moralisch hochwertigen Motiven der Versöhnung und der Pflege der Kultur, ganz einfach Lust hatten, andere Länder und Leute kennen zu lernen. Aber das sind letztlich doch ähnliche Motive wie die, 1947 nach Gemen zu reisen: Neues ken-

Die Gemener Botschaft von 1947

Botschaft vom 1. Gementreffen, die durch Presse und Rundfunk – u. a. auch vom Londoner Rundfunk BBC – verbreitet wurde:

An die Katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der Freien Stadt Danzig

Über 400 Vertreter der Katholischen Jugend des Bistums Danzig sind am neunten Jahrestag der Bischofsweihe ihres Oberhirten auf einer katholischen Jugendburg des Münsterlandes versammelt und senden Euch ihren Gruß in Christus.

In die Häuser, in denen wir gelebt, in die Schulen, in denen wir unterrichtet wurden und vor allem in die ehrwürdigen Kirchen, in denen wir gesungen und gebetet haben, seid Ihr jetzt eingezogen. Wir aber müssen als aus der Heimat Vertriebene über ganz Deutschland verstreut in Trauer und Wehmut der Heimat gedenken, wie das Volk Israel es einst an den Flüssen Babylons tat. Wie aber dieses Volk, unter die Zuchtrute Gottes genommen, im Strafgericht seiner Geschichte nicht aufhörte, auf die Rückkehr in die Heimat zu hoffen, so sind auch unsere Gebete getragen von jenem Geist, der wider alle Hoffnung auf Heimkehr hofft. Gerade unser Glaube an die Gerechtigkeit Gottes lässt uns hoffen, dass der Tag nicht mehr fern sei, an dem Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen.

In dieser Hoffnung grüßen wir Euch als Brüder und Schwestern im Herrn.

Gemen/Borken, am 24. 8. 1947

Die Vertreter der Katholischen Jugend des Bistums Danzig

*Dr. Alex Olbrisch, Diözesanjugendseelsorger
Gerhard Hoppe, Diözesanjugendführer
Evelin Drossel, Diözesanjugendführerin*



■ Teilnehmer der Studientagung in Danzig/Gdańsk 2013 auf der Westerplatte.

nenlernen, interessante Menschen treffen und bei manchen Menschen auch miteinander beten und singen.

Der emotionale Grund nach Gemen zu fahren, mag verfliegen sein, aber rein pragmatisch muss man auch nach 70 Jahren sehen, dass es immer noch einfacher ist, einen Verein am Leben zu erhalten, als einen Verein zu gründen. Und ich darf hier Bischof Carl Maria Splett zitieren, der die Notwendigkeit der Gründung des Adalbertus-Werk e.V. ganz pragmatisch am 19. 4. 1960 in einem Brief an Edmund Neudeck auf den Punkt brachte und schrieb: „Mir geht es zunächst darum, dass eine Institution geschaffen wird, die Anträge für Mittel und Gelder stellen kann.“ Das ist heute genauso wie damals. Ohne die juristische Person Adalbertus-Werk e.V. sind alle Zugänge zu Mitteln der Kirche oder des Staates verschlossen. Tagungen, Begegnungen, Studienfahrten nach Osteuropa, Zuschüsse für Publikationen wie diese Zeitschrift oder auch die juristisch stichhaltige Übergabe von Archivalien sind ohne den Verein unmöglich und allein deshalb sollte man nicht emotional und voreilig einen Verein auflösen. Dass sich die Arbeit des Vereines an die Gegebenheiten anpassen muss, dass es auch im Verein weniger Mitglieder gibt, als noch vor 10 Jahren ist eine logische Folge der Geschichte. Der Verein muss aber

■ Teilnehmer der Studientagung in Litauen 2015, im Bernardiner Garten in Vilnius/Wilna.



auch nicht in jedem Jahr eine Großveranstaltung machen – wahrgenommen wird er trotzdem, das zeigen auch die zahlreichen Einladungen zu Terminen des öffentlichen Lebens, die eingehen oder die Erwähnungen der Danziger Katholiken in der Presse. Eine Bemerkung sei mir aber noch gestattet: Wer Mitglied eines Vereines ist, sollte selber dafür Sorge tragen, dass er auch seinen satzungsmäßigen Mitgliedsbeitrag entrichtet – das sollte eigentlich auch nicht erwähnt werden müssen. Ebenso gilt: Wer Leistungen eines Vereines in Anspruch nehmen will, wer eine Zeitschrift lesen, Informationen bekommen oder zu Tagungen, Begegnungen und Gottesdiensten eingeladen werden möchte, der kann nicht schreiben oder sagen: „ich bin alt und komme ja nicht mehr zu den Veranstaltungen und deshalb will ich auch nicht mehr bezahlen. Aber bitte schick mir doch weiter die Zeitschrift und die Einladungen. Das interessiert mich nämlich“. Diese Zeitschrift kostet zum Beispiel mehr Geld (Layout, Satzherstellung, Druck, Versand, Porto), als wir an Mitgliedsbeiträgen pro Jahr einnehmen. Fast alle Autoren schreiben hier aber ehrenamtlich und erhalten kein Honorar. Ohne öffentliche Mittel – also auch ohne das Adalbertus-Werk e.V. – gibt es kein *adalbertusforum* mehr und auch keine Studientage in Düsseldorf, Begegnungstreffen in Danzig oder Tagungen in Polen. Die

Frage, Brauchen wir das Adalbertus-Werk e.V. ist deshalb keine Frage, die von Lust, Gesundheitszustand oder Reisemöglichkeit der alten Danziger abhängt nach Gemen oder zu Veranstaltungen zu fahren.

Alfred Ordowski (Jahrg. 1934)

Mein Blick auf das Adalbertus-Werk

Der Anfang

Im Frühjahr 1947 lud Pfarrer Franz Josef Wothe die geflüchtete, katholische Jugend aus der Freien Stadt Danzig nach Gemen in Westfalen ein. Die Mädchen fanden Unterkunft in der sehr mitgenommenen Burg, die Jungen mussten in Zelten hausen. Welch ein frohes Wiedersehen. Tränen der Freude wurden vergossen. Durch den Austausch des erlebten Leids wurden zwar Wunden wieder aufgerissen, doch Trost und Zuwendung ließ so manche Verletzung mildern. Das Treffen war ein Labsal für viele geschundene Seelen. Mundart und Lieder milderten das Heimweh. Die Jugendlichen fanden sich in ihren früheren Pfarren zusammen, beim Abschied stand schon fest, wir sehen uns nächstes Jahr wieder. Die späteren Treffen erhielten eine Struktur, es galt nach vorwärts zu schauen. Eine Führung wurde gewählt, ein geistlicher Beirat stand zur Seite. Das Brauchtum wurde gepflegt, die durchlebte Geschichte aufgearbeitet und das gesellige Beisammensein kam nicht zu kurz. Außer dem Jahrestreffen wurden Regionaltreffen festgelegt. Ein entscheidendes Ziel wurde formuliert und in die Welt geschickt: Die Versöhnung mit der Jugend im nunmehr polnischen Danzig/Gdańsk.

Die Fortführung

Der Jugend entwachsen galt es das Gementreffen neu aufzustellen. Unsere Antwort war die Gründung des Adalbertus-Werkes – Bildungswerk der Danziger Katholiken und der Adalbertus-Jugend, der Katholischen Jugend aus Danziger Familien. Drei Programme bestimmten den Ablauf der Treffen: Erwachsenen-, Jugend- und Kinderprogramm.

Viele eigene Kräfte füllten die Programme aus. Namhafte Referenten/innen aus Kultur, Kirche, Politik und Wissenschaft gaben Inhalte und Ziele für die weitere Entwicklung des Werkes vor. Die Heimatstadt wurde nicht aus dem Auge verloren. Als es endlich möglich war, traten auch Referenten aus Polen in Gemen auf. Schließlich konnten wir auch Interessierte aus Danzig/Gdańsk zu uns nach Gemen einladen. Wir „Alt Danziger“ fuhren zum Gegenbesuch in die Heimatstadt Danzig zu entsprechenden Bildungsveranstaltungen. Es war die Blütezeit des Werkes und hat maßgebend zur Verständigung der Alt- und Neubewohner Danzigs beigetragen.

Ausklang

Die „Erlebnissgeneration“ ist zum Großteil verstorben, den noch Verbliebenen fehlt die Kraft zur aktiven Teilnahme. Durch unseren Zusammenhalt und die Zusammenarbeit im Adalbertus-Werk konnten wir unseren eigenen Kindern unser Erlebtes und unsere Ziele



■ **Jugendburg Gemen bei Borken in Westfalen in den 50er-Jahren. Seit 1947 Stätte der jährlichen Treffen der Danziger Katholischen Jugend, seit 1960 des Adalbertus-Werk e.V. und der Adalbertus-Jugend.**

auf lebendige Weise vermitteln. Die nachfolgende Generation hat sich anderweitig orientiert. Die gesellschaftliche und politische Entwicklung hat vielfältige Möglichkeiten geschaffen einander zu begegnen, an Verständigung, Zusammenarbeit, einem friedlichem Zusammenleben mitzuwirken und Freundschaften zwischen Ost und West zu pflegen.

Ich bin persönlich dankbar für das, was wir leisten konnten und wir dürfen stolz sein auf unseren Einsatz, der einen Beitrag zur Versöhnung zwischen uns Danzigern bewirkt hat. Das Adalbertus-Werk hat seine Lebendigkeit verloren, diese Wehmut bleibt, wenn auch der Verein noch eingetragene ist.

Waldemar Pawilczus (Jahrg.1961)

Ob man das Adalbertus-Werk e.V. noch braucht? Das ist eine wichtige Frage und vielleicht nicht nur in Polen, sondern auch in Deutschland. Diese Frage kann ich natürlich nicht alleine beantworten, sondern jeder von uns sollte sich die Frage selber beantworten und sollte auch selber danach handeln. Für mich ist das Adalbertus-Werk wie schon immer ein wichtiger Treffpunkt der polnischen und deutschen Katholiken aus Danzig/Gdańsk. Und es ist nicht nur ein Treffpunkt für Danziger und nicht nur für Katholiken. Die Geschichte des Werkes ist

lang und sie hat der Verständigung zwischen unseren beiden Völkern sehr viel Positives beigebracht. Meiner Meinung nach sind wir auch deswegen verpflichtet weiter zu machen und zu arbeiten. Man soll heutzutage mehr an die Jugendlichen denken und ich meine vor allem an die deutschen Jugendlichen, weil es in Polen genug Jugendliche gibt, die sich gerne mit den jungen Deutschen treffen werden. Wichtig ist es dann auch, dass die Jugendlichen von älteren und erwachsenen Mitgliedern des Werkes auch viel von der wahren Geschichte unserer Völker erfahren können. Ich hoffe,

dass wir es schaffen werden, weiter die Zukunft des Adalbertus-Werkes so zu gestalten wie bisher und dass wir uns in Polen, Deutschland und Litauen in der Zukunft weiter treffen werden, damit unsere Völker sich immer näher kommen können im gemeinsam wachsenden Europa.

Willi Wilczek (Jahrg. 1944)

Bei meinem Namen, wird oft eine Verbindung zu Polen vermutet, dies ist auch richtig. Das Interesse an Polen war aber nicht vorhanden, da mein Vater schon 1912 in Düsseldorf geboren wurde und mein Großvater 1882 im Kreis Höxter. Spätere Nachforschungen ergaben dann, dass mein Urgroßvater in Flatow/Złotów und mein Ururgroßvater Anfang 1800 in Skietz/Skic geboren wurden.

Das Interesse an Polen entstand erst durch meine Tätigkeit und Mitarbeit bei der Herstellung des deutsch-polnischen Magazins DIALOG (1989 bis 1999) und auch durch die Zusammenarbeit mit dem Polnischen Institut Düsseldorf.

Im Jahre 1992 bekam ich, bedingt durch einen Artikel über das 46. Gemen-Treffen im Magazin DIALOG, Kontakt mit Gerhard Nitschke.

Anfang des Jahres 1994 nahm er dann mit mir, wegen der Herausgabe des adalbertusforums, Kontakt auf.

Es entstand eine leider viel zu kurze Freundschaft mit Gerhard Nitschke (†2005), sie war geprägt durch gegenseitiges Verstehen, Verständnis und Vertrauen, hier beziehen wir – meine Frau und ich – auch seine Frau Regina ein.

Ich lernte also 1994 das Adalbertus-Werk kennen. Die Arbeit des Adalbertus-Werkes interessierte mich und ich bewunderte, was dieser Verein in der deutsch-polnischen Beziehung leistet.

Da das Adalbertus-Werk auf Verständigung und nicht auf Konfrontation ausgerichtet ist, beantragte ich als „Nicht-Danziger“ die Mitgliedschaft im Adalbertus-Werk und war dann auch regelmäßig bei den Gementreffen dabei. Es war beeindruckend, es war eine tolle Gemeinschaft.

Aber seit einigen Jahren gibt es Risse in der Gemeinschaft. Warum? Hier sollten oder müssen einige in sich gehen!

Natürlich gab und gibt es wie in jedem Verein gewisse Querelen, Auseinandersetzungen und natürlich unterschiedliche Ansichten.

Es gab Verärgerungen, manche fühlten sich zurückgesetzt oder meinten sich nicht entfalten und nach ihren Vorstellungen einbringen zu können. Einige zogen sich zurück und sind teilweise aus dem Adalbertus-Werk ausgetreten.

Die erste Gemen-Generation war ja bedingt durch die Vertreibung zahlenmäßig sehr stark, in späteren Jahren fehlte in verschiedenen Altersgruppen die entsprechende Anzahl an Mitglieder, auch der jüngere Nachwuchs wurde weniger. Dies alles wirkt sich jetzt aus.

Dieses Generationenproblem ist nicht nur beim Adalbertus-Werk, sondern auch bei anderen Vereinen und Organisationen festzustellen. Die Schlussfolgerung ist, „es ist schwer die junge Generation für diese Thematik zu begeistern“.

Hierdurch bleibt wiederum festzustellen, dass aus der jungen Generation kein Nachwuchs vorhanden ist.

Nun muss man die Frage stellen, „wer führt das Adalbertus-Werk in einigen Jahren weiter?“.

Wer stellt sich – schon jetzt – noch für die notwendigen Aufgaben, wie Vorstand usw. zur Verfügung?

Daher lohnt es sich sicherlich – schon jetzt – darüber nachzudenken, ob eine Verbindung oder Kooperation mit einer anderen Organisation möglich ist, mitunter sogar unter einem neuen gemeinsamen Namen.

Nur so kann meiner Meinung nach, zukünftig gewährleistet sein, dass die Kontakte und Verbindungen zu unseren osteuropäischen Freunden weiter stattfinden und erhalten bleiben.

Gerade in der heutigen Zeit ist es wieder wichtig geworden, gute und freundliche Kontakte zu unseren Nachbarn – ob am Wohnort, auf der Straße oder in den Nachbarländern – zu pflegen.

Dank sollte und muss man allen Personen sagen, welche sich in den Jahren seit 1947 für das Adalbertus-Werk und um die Verständigung mit unseren osteuropäischen Nachbarn eingesetzt haben.

In diesem Sinne alles Gute für die Zukunft des Adalbertus-Werk e.V.!



■ 60. Gementreffen, Statio vor dem festlichen Gottesdienst im Burghof.

Es war einmal ...

Ein Nachruf auf die Vertriebenenseelsorge in Deutschland

Für gewöhnlich beginnen Märchen mit dem Satz „Es war einmal“. In diesem Fall endet die Geschichte so, denn die überdiözesane Seelsorge für Vertriebene und Aussiedler ist durch die Deutsche Bischofskonferenz eingestellt worden. Und ganz im Gegensatz zu Märchen endet die Erzählung auch nicht mit dem Satz: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute“. Eher endet das Märchen mit dem Satz: Und wenn sie nicht bald sterben, liegen sie uns auch morgen noch auf der Tasche.

Bereits Anfang der 2000er-Jahre hatten sich die deutschen Bischöfe zusammengesetzt und wohl das schöne Volkslied „wer soll das bezahlen, wer hat so viel Geld“ angestimmt. Sparen, sparen, sparen, war danach der Grundsatz. Gemeinden müssen landauf, landab zusammengelegt werden, Bauten werden umgewidmet und manche verkauft oder abgerissen. Einschnitte sind seither natürlich auch in der sogenannten Sonderseel-

sorge nötig. Schulseelsorger, Krankenhausseelsorger, Jugendseelsorger – vieles kann auch durch Pastoralreferentinnen und -referenten oder Diakone erledigt werden. Manches fällt schlicht ganz weg, wie nun die Seelsorge an den Heimatvertriebenen und Aussiedlern. Der Priestermangel trug und trägt sicher dazu bei, der Mangel an Gläubigen aber noch mehr.

Genau da aber sind die deutschen Bischöfe seit Jahren auf dem falschen Dampfer. Wenn es nämlich in der Sonderseelsorge eine Gruppe von Gläubigen gibt, die sich in ihrer Kirche überproportional engagiert, sind es noch heute die Heimatvertriebenen, ihre Nachkommen und die (Spät)Aussiedler. „Treu zu Christus – in Liebe zur Heimat“ war nicht nur Motto des ersten Gementreffens der Danziger Jugend 1947. Der Grundsatz gilt in den Verbänden zwischen Karpaten und Ostsee oder Böhmen und Rumänien noch heute. 900.000 Katholiken in Deutschland, die

von Flucht und Vertreibung betroffen waren, leben noch, betonte selbst der Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge Weihbischof Reinhard Hauke – der selber Kind schlesischer Flüchtlinge ist – noch im Jahr 2015 gegenüber der katholischen Nachrichtenagentur KNA.

Es gibt mit Sicherheit in Deutschland heute mehr Kirchen, in denen sonntags die Zahl der Gottesdienstbesucher aus dem Kreis der Vertriebenen und Aussiedler größer ist, als die Zahl der Gottesdienstbesucher, die in den vergangenen fünf Jahren dort zur Erstkommunion gegangen sind. Wallfahrten der Schlesier oder Ermländer, Sudetendeutschen oder Donauschwaben finden – zumindest nach meinem subjektiven Empfinden – auch regelmäßiger und mit größeren Teilnehmerzahlen statt, als Wallfahrten der KFD, der Messdienergruppen oder der Kirchenchöre.

Aber die Vertriebenenseelsorge wurde schnell zum Spielball der kirchlichen Buchhalter. Warum braucht die deutsche Kirche eigentlich mehr als 10 Visitatoren mit eigenem Finanzbudget, war die Frage? Erst wurde also die Anzahl der Visitatoren halbiert, dann 2011 die vollständige Liquidierung des Kostenfaktors „Vertriebene“ beschlossen. Allerdings offensichtlich ohne Plan. Erst als man schon mitten in der Phase der Abwicklung der Visitationen war, dämmerte es den Kirchenoberen, dass ein Heimatwerk ohne Visitator keine juristische Person des bürgerlichen Rechtes ist. Da die Kirche aber über Jahrzehnte die Laien eigentlich mehr als schmückendes Beiwerk der Visitatoren gesehen hatte, die die Arbeit machen, aber möglichst wenig zu sagen haben sollten, war die Not groß. Hastig wurden eingetragene Vereine für die Laien aus dem Boden gestampft als Rechtspersonen. Ermländer, Glatzer, Schlesier – alle mussten etwas juristisch Handfestes begründen, was auch noch die Anerkennung der Kirche bekommen musste. Bis heute allerdings ist die Operation nicht beendet. Wir Danziger hatten es da gut – Bischof Carl Maria Splett hatte weitsichtig schon 1960 der Gründung des



■ Vertriebenenwallfahrt mit Kardinal Joachim Meisner.

Vereines zugestimmt und seine Macht geteilt.

Pikant ist auch, dass die Frage wer und warum im letzten Jahrzehnt welche Beschlüsse in der DBK gefasst hat und welchen Wortlaut diese Beschlüsse haben, geheim ist. Die Frage an den zuständigen Bischof Hauke wurde von diesem im Oktober 2016 schlicht ignoriert. Die kirchliche Arbeitsstelle für Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge verweist bei Fragen zu 2005 und 2011 auf die Pressemitteilung des Vorsitzenden der DBK von 2016 und der Pressesprecher der Bischofskonferenz schreibt:

„Sehr geehrter Herr Nitschke, ich kann Sie leider nur auf den Pressebericht verweisen, da wir Beschlüsse der Vollversammlung nicht veröffentlichen.“

Was an bereits umgesetzten Beschlüssen zur Liquidierung eines Seelsorgebereiches derart geheim ist, dass man es auch fünf Jahre später nicht, auch nicht sinngemäß, veröffentlichen kann, verstehen die gläubige Vertriebene aus Schlesien oder der gottvertrauende Spätaussiedler aus Ostpreußen sicher nicht. Man wünscht sich eher, es gäbe einmal einen „Edward Snowden der Deutschen Bischofskonferenz“, der das Hinterzimmergetuschel der alten Herren ans Tageslicht bringt.

Es ist populistisch und polemisch – das gebe ich gerne zu – aber warum schafft die DBK nicht auch die Krankenhauseelsorge ab? Es geht ja dabei schließlich auch oft um Menschen, die bald sterben? Und allein der Preis von Bischofssitz und Badewanne des Bischofs Tebartz van Elst hätten ausgereicht, die Vertriebenenseelsorge noch über Jahrzehnte finanziell abzusichern.

„Wir können das also nicht alles einfach aufgeben, müssen die Strukturen aber auch nicht bis zuletzt aufrechterhalten“. Auch dies Zitat stammt von Weihbischof Hauke aus dem Jahr 2015.

Es ist schon eine recht merkwürdige Art, etwas aufrecht zu erhalten, in dem man die kirchliche Struktur abschafft und Rentner, pensionierte Pfarrer und wenige hauptamtliche Laienfunktionäre damit betraut, sich um 1,2 Millionen Gläubige zu kümmern. Die ca. 900.000 Heimatvertriebenen sind inzwischen alt, die ca. 300.000 katholischen Aussiedler z. B. aus Russland sind oft aber eher in einer Altersgruppe, die die Kirche dringend benötigen würde. Der Status Quo war doch schon ausgedünnt genug und es gab doch sowieso keine Bischöfe mehr, die Priester für den Posten eines Visitators freigestellt hätten. Warum hat man nicht wenigstens eine Struktur geschaffen, die den Vertriebenen und Aussiedlern eine Seelsorgestelle und einen Oberhirten gelassen hätte? Der Beauftragte der DBK ist im Hauptberuf Weihbischof von Erfurt und nicht Oberhirte der Vertriebenen und Aussiedler.

Es ist kein Wunder, dass es in der Presse und der Politik an den Beschlüssen der Bischöfe

■ *Wallfahrt der Katholiken der Grafschaft Glatz nach Telgte 2016.*

Aus dem

**Pressebericht
des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz,
Kardinal Reinhard Marx,
anlässlich der Pressekonferenz zum Abschluss
der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz
in Fulda am 22. September 2016**

9. „Erinnerungskultur und Versöhnung“ – Perspektiven der Vertriebenenpastoral nach Beendigung der Visitaturen

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben die katholische und evangelische Kirche in erheblichem Maße Flüchtlinge und Vertriebene unterstützt. In der katholischen Kirche bildeten sich für die Vertriebenenseelsorge eigene Strukturen heraus, in denen die kirchliche Situation der Herkunftsregion, die vielfältigen Frömmigkeitsformen und das religiöse und kulturelle Brauchtum der Heimat weiterleben konnte.

Diese Geschichte gelungener Integration ist nach wie vor lebendig. Einerseits gilt Menschen, die unter den seinerzeit traumatisierenden Bedingungen der Flucht und Vertreibung oft bis heute leiden, die Solidarität und Zuwendung der Kirche. Sie hört niemals auf, auch wenn die Sorge der Kirche nicht mehr wie früher durch Priester der Heimatregion erfolgen kann. Denn auch die Priester, zum Beispiel aus Schlesien und dem Sudetenland, die selbst geflohen sind, haben ein hohes Alter erreicht. Andererseits gibt es bemerkenswerte Aufbrüche der Enkel der Erlebnisgeneration, die sich vor dem Hintergrund der Fluchterfahrungen ihrer Großeltern für das Friedensprojekt Europa stark machen. Sie haben dabei vor allem die Verständigung der Gesellschaften Mittel- und Osteuropas im Blick. Nicht wenige engagieren sich für die Integration von Flüchtlingen unserer Tage – von ihren Großeltern und Eltern wissen sie, was Flucht bedeutet.

Unter dem Motto „Erinnerungskultur und Friedensarbeit“ haben zwölf Verbände in der Tradition der Vertriebenenpastoral der katholischen Kirche uns Bischöfen eine Textsammlung vorgelegt, in der sie ihre Zukunftsperspektiven vorstellen. Sie wird demnächst in der Reihe der Arbeitshilfen des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz erscheinen. Die Verbände haben ihre Verantwortung erkannt, Erinnerung zu bewahren und sich aus ihrer Taufberufung für eine Zukunft in Frieden und Gerechtigkeit in einem geeinten Europa einzusetzen. Wir Bischöfe danken allen, die diesen Transformationsprozess von der Vertriebenenseelsorge zur Erinnerungskultur und Versöhnung begleitet haben – allen voran dem Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, Weihbischof Dr. Reinhard Hauke (Erfurt), der diese Aufgabe weiter fortführen wird. Wir haben auch allen Priestern zu danken, die die Vertriebenenpastoral über 70 Jahre gestaltet und begleitet haben, vor allem denen, die zuletzt als sogenannte Visitatoren im Auftrag der Bischöfe tätig waren. Wir freuen uns, dass viele Verbände in der Tradition der Vertriebenenpastoral in die Zukunft blicken, ohne sich von der Vergangenheit abzuwenden. Sie bezeugen, dass das Leid, das Menschen erfahren haben, niemals vergessen werden darf, weil es im Gedächtnis Gottes bewahrt ist. In diesen Verbandsstrukturen sehen wir das Erbe der Vertriebenenpastoral in besten Händen.





und der Erklärung von Kardinal Marx Kritik gab. Eher ein Wunder und unerklärlich ist, dass sich die Verbände der AKVMOE bei den Bischöfen noch dafür bedanken, dass sie alleine gelassen werden und finanziell ohne Visitatoren nun schlechter da stehen. Das nennt man dann in der Erklärung (siehe nebenstehenden Kasten) „das durch die Bischöfe zum Ausdruck gebrachte Vertrauen“ und die Liquidierung ist demnach eine „Weiterentwicklung dieses Seelsorgebereichs“. Die bisherigen Visitatoren bedanken sich artig dafür, dass sie nun zu Präsidis degradiert werden, denn so werden sie nicht gleich ganz entsorgt und bleiben zumindest Monsignore oder Prälat, wenn sie es als Visitator waren. Der Seelsorgebereich endet nicht, heißt es in der Erklärung der DBK – nur die Seelsorger dafür werden nicht mehr bezahlt uns sollen das bitte nebenbei erledigen.

Mir fällt da nur noch Bertholt Brecht ein: „Die dümmsten Kälber suchen sich ihren Schlachter selber“.

Offensichtlich wollen die Verbände nicht wahrhaben, dass sie bald die nächsten sein werden, die abgeschafft werden in dem man ihnen den Geldhahn zudreht. Hier verabschiedet sich die Kirche gerade von einem Teil ihrer treuen Gläubigen. Und deren Funktionäre machen beim Schlachtfest auch noch gerne mit. Auch Kirche kann Heimat sein hieß es tröstend in den 40er- und 50er-Jahren – heute muss man für viele enttäuschte Vertriebene wohl schreiben: Kirche war einmal Heimat.

Und so fällt mir zum Thema Vertriebenen-seelsorge neben Bertholt Brecht nun auch noch ein Zitat des Kölner Musikers Wolfgang Niedecken ein: „Was anfang wie (ei)n Bilderbuch, ging am End(e) Richtung Groschenroman...“ **Wolfgang Nitschke**

Erklärung der AKVMOE-Delegiertenkonferenz:

Katholische Verbände sehen Weiterentwicklung der Vertriebenen-seelsorge durch die Deutsche Bischofskonferenz als Anerkennung und Chance

„Die Weiterentwicklung der katholischen Vertriebenenpastoral durch die Deutsche Bischofskonferenz ist notwendig und zukunftsorientiert“, erklären die von katholischen deutschen Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg gegründeten Verbände, die in der „Arbeitsgemeinschaft katholischer Verbände Mittel- und Osteuropa (AKVMOE)“ zusammenarbeiten, bei ihrer Jahresdelegiertenkonferenz am 20. Oktober 2016 in Frankfurt am Main. Bei der DBK-Herbstvollversammlung in Fulda hatten die deutschen Bischöfe im September 2016 die Weiterentwicklung dieses Seelsorgebereichs beschlossen.

Schon seit ihrer Gründung und auch in der Zukunft sehen sich die Verbände in der Verantwortung, für die Menschen zu sorgen, die zum Teil noch heute unter den Erfahrungen von Flucht, Vertreibung und schwieriger Integration leiden. Außerdem bekräftigen sie, sich weiterhin einzusetzen bei der Pflege des religiösen und kulturellen Erbes der Herkunftsgebiete und bei einer neuen Beheimatung in Kirche und Gesellschaft als Beitrag zu einer versöhnten Erinnerungskultur. Die Verbände fühlen sich auch verantwortlich für die Interessen und Anliegen aller katholischen Christen aus den Herkunftsgebieten und deren Nachfahren. Darüber hinaus stellen sich die Verbände aber vor allem der Aufgabe, durch Begegnungen und grenzüberschreitenden Kooperationen mit Menschen und Einrichtungen in Mittel- und Osteuropa zur Verständigung und Versöhnung und damit zum Frieden in Europa beizutragen.

Unter dem Titel „Erinnerungskultur und Friedensarbeit“ hat die AKVMOE eine Textsammlung erarbeitet, die ihre praktische Arbeit und ihre Zukunftsperspektiven darstellt. Diese wird demnächst in der Reihe der Arbeitshilfen des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz veröffentlicht werden.

Die Delegierten der AKVMOE danken den Visitatoren, deren Tätigkeit mit der Herbstvollversammlung der Bischofskonferenz endete, für ihren Einsatz für die Vertriebenen-seelsorge und die Unterstützung der Arbeit der Verbände. Sie vertrauen auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit mit Herrn Weihbischof Dr. Hauke, der von der Vollversammlung der Bischofskonferenz für weitere fünf Jahre zum Beauftragten für die Seelsorge an Vertriebenen und Aussiedlern ernannt wurde.

Die Delegierten unterstreichen, dass dieser Seelsorgebereich mit der Übertragung der Verantwortung auf die Verbände der AKVMOE nicht endet. Dies hat auch Erzbischof Dr. Reinhard Kardinal Marx als Vorsitzender der Bischofskonferenz in seinem Fuldaer Abschlussstatement deutlich gemacht. Zugleich danken die Delegierten für das durch die Bischöfe zum Ausdruck gebrachte Vertrauen: „Wir freuen uns, dass viele Verbände in der Tradition der Vertriebenenpastoral in die Zukunft blicken, ohne sich von der Vergangenheit abzuwenden. [...] In diesen Verbandsstrukturen sehen wir [die Bischöfe] das Erbe der Vertriebenenpastoral in besten Händen.“ In diesem Sinne werden die Verbände das Erbe von sieben Jahrzehnten Vertriebenen-seelsorge in die Zukunft tragen.

Frankfurt a. M., 20. Oktober 2016





■ Festgottesdienst mit Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, Bischof Dr. Msgr. Tomáš Holub (Pilsen/Plzeň), dem Geistlichen Beirat der AG Msgr. Dieter Olbrich sowie weiteren Priestern aus der Ackermann-Gemeinde in der Frauenkirche am Nürnberger Hauptmarkt.

Den Acker in einem friedlichen und freien Europa bestellen!

70 Jahre Ackermann-Gemeinde

Mit einem Festgottesdienst in der Nürnberger Frauenkirche und einem Festakt im Historischen Rathaussaal feierte die Ackermann-Gemeinde am 22. Oktober 2016 ihr 70-jähriges Jubiläum.

Hauptzelebrant des Festgottesdienstes war der Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge Weihbischof Dr. Reinhard Hauke. Er betonte in seiner Predigt, die Ackermann-Gemeinde habe in den letzten 70 Jahren in Deutschland und vor allem im tschechischen Nachbarland versucht, den Geist des Friedens und der Versöhnung auf der Grundlage des Glaubens an Jesus Christus zu verbreiten. „Durch Unterstützung im Bereich der Bildung wurden Brücken gebaut, die für viele schon selbstverständlich sind“, zollte er dem Jubel-Verband Anerkennung. Dabei verwies er auf viele persönliche Begegnungen mit Menschen, „die sich dem Gedanken der Versöhnung zwischen den Völkern verschrieben haben“. Der Pilsener Bischof Dr. Tomáš Holub übermittelte die Grüße der Tschechischen Bischofskonferenz und dankte der Ackermann-Gemeinde dafür, „was sie die lange Zeit der 70 Jahre für den Dialog zwischen unseren Ländern und Gruppen getan hat“, wobei beide Seiten immer wieder neu zu diesem Dialog fähig und bereit sein sollten im Sinne eines miteinander Gehens und einander Zuhörens.

Bis auf den letzten Platz besetzt war mit rund 400 Gästen danach der Historische Rathaussaal zum Festakt unter dem Motto „Gemeinsam gefordert – als Deutsche und Tschechen für Europa aktiv“. Der wiedergewählte Bundesvorsitzende der Ackermann-Gemeinde Martin Kastler appellierte an die Ackerfrauen und -männer nicht stehen zu bleiben, sondern in die Zukunft zu schauen. „Als Deutsche und Tschechen, als Christen und Europäer sind wir zum Engagement aufgefordert“ – auch angesichts der derzeit

scheinbar nur schwer zu lösenden Aufgaben und Probleme. „Ackermann sein heißt, seinen Acker für eine gemeinsame Zukunft in einem friedlichen und freien Europa zu bestellen“, brachte es Kastler auf den Punkt. Und dazu gehöre auch – vor dem Hintergrund der Vertreibungserfahrung der Gründer – die Solidarität mit Menschen in Not, mit Vertriebenen und Flüchtlingen von heute. Die Ackermann-Gemeinde wird weiter gebraucht und wir werden unsere Arbeit fortsetzen.

In seiner Festrede erinnerte Christian Schmidt, Bundesminister für Ernährung und Landwirtschaft und auch Co-Vorsitzender des Deutsch-Tschechischen Gesprächsforums, der Ackermann-Gemeinde an die Entschuldigungsworte Václav Havels hinsichtlich der Vertreibung der Deutschen, aber auch an die aktuellen Ereignisse im Kontext von Flucht und Vertreibung. Aber auch die europäische Integration und viele kulturelle Gemeinsamkeiten seien ohne die deutsch-tschechische Nachbarschaft nicht möglich, so der Bundesminister weiter. Er erinnerte an den Satz von Hans Schütz (Vorsitzender von 1946 bis 1970) „Wir wollen Baustein und nicht Sprengstoff sein“, der damals den Willen und die Bereitschaft der Heimatvertriebenen zur Integration ausdrückte, aber



■ Gemeinsam für den Dialog: die Vorsitzenden der tschechischen und deutschen Ackermann-Gemeinde, Martin Kastler und Kulturminister Daniel Herman.

Die **Ackermann-Gemeinde** wurde am 13. Januar 1946 in München als „Solidar- und Arbeitsgemeinschaft katholischer Sudetendeutscher“ gegründet. Der Namen „Ackermann-Gemeinde“ entstand als Bezeichnung erst im Dezember 1946. Die Namenswahl erfolgte in Anlehnung an die spätmittelalterliche Dichtung „Der Ackermann aus Böhmen“ (auch: Der Ackermann und der Tod) des Johannes von Tepl, welche um 1400 entstanden ist. Zu den Gründungspersonlichkeiten gehörten der Politiker Hans Schütz (Vorsitzender von 1946 bis 1970) und Pater Paulus Sladek (Geistlicher Beirat von 1946 bis 1980). Die Tätigkeit der AG zielte in der ersten Zeit vor allem auf die Einbindung und Integration der Sudetendeutschen in ihre neue Heimat. Die Mitglieder der Ackermann-Gemeinde waren in zahlreichen Rundschreiben, Mitteilungen und auf Tagungen aufgefordert, sich auf lokaler, regionaler und überregionaler Ebene in den kirchlichen und politischen Gremien zu engagieren. Zweiter Schwerpunkt war die Pflege und Weitergabe des katholischen Erbes aus den böhmischen Ländern. Seit der Wende 1989 haben der Aufbau und die Förderung kirchlichen Lebens und schulischer wie außerschulischer Bildungsarbeit in der Tschechischen Republik zentrale Bedeutung. Als einer der größten katholischen Vertriebenenverbände ist die Ackermann-Gemeinde bis heute ein Schwergewicht in Politik und Kirche.

auch heute noch aktuell ist. „Versöhnung heißt, nicht die Unterschiede zuzudecken, sondern die Verschiedenheiten aufzunehmen und gemeinsam den Weg zu gehen“, erläuterte Schmidt diesen zentralen Begriff. Er rief den früheren und langjährigen Bundesvorsitzenden der Ackermann-Gemeinde Josef Stingl in Erinnerung, der dazu beigetragen habe, dass sich viele Ackerfrauen und -männer im sozialen Bereich engagieren. Auch Schmidt verschloss nicht die Augen vor den aktuellen, ja dramatischen Vorgängen in Europa und bat die Mitglieder der Ackermann-Gemeinde daran mitzuarbeiten, „dass wir in nichts hineinschlittern“ – wie vor 100 Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Er fordere größere Gemeinsamkeit in Europa, griff die diversen Populismen an und appellierte inständig, verantwortlich mit der Freiheit umzugehen. Und als Kernprinzipien für Europa und das die deutsch-tschechische Nachbarschaft nannte er das aufeinander Hören, den Dialog und die Bereitschaft zu richtigen und tragfähigen Kompromissen.

Markus Bauer



■ Das Gebäude des Diözesanarchivs in Münster.

Historisches Erbe oder Altpapier?

Die Frage, ob das, was sich in Aktenordnern oder Schnellheftern, Schuhkartons oder Kellern in den Jahren seit Gründung der kirchlichen Vereine und Verbände angesammelt hat, nun historisches Erbe oder Altpapier ist, müssen sich alle Organisationen stellen. Die Vertriebenenverbände noch mehr, als andere Gruppen, denn Kirchenchöre, Messdiener, Katholische Frauengruppen oder Schützen erneuern sich immer wieder. Die Vertriebenen von 1945, deren Nachkommen und die Spätaussiedler sind hingegen eine in sich begrenzte Gruppe, deren Zahl im Lauf der Jahrzehnte stetig abgenommen hat. Und so lag es nahe, dass auch wir uns mit der Frage auseinandersetzen mussten, was mit den Aktenbeständen der Visitatur Danzig, der Danziger Katholischen Jugend und des Adalbertus-Werk e.V. geschehen soll. Wir hatten bereits bei den Umzügen des Büros mehrfach aussortiert, Bücher weggegeben und nach Ablauf gesetzlicher Fristen Buchhaltungsunterlagen vernichtet. Im Jahr 2011

haben wir die Teile des Nachlasses von Bischof Carl Maria Splett, die uns damals zugänglich waren, als Leihgabe an das Diözesanarchiv in Oliva gegeben. Dort sind einige Dinge auch im Diözesanmuseum ausgestellt, andere dienen den Seminaristen im Archiv als Quelle für Forschung und Information über das Leben und Wirken des letzten deutschen Bischofs ihres Bistums.

Am 15. November 2016 haben wir nun zahlreiche Akten, Publikationen und Bilder über unsere Arbeit zwischen 1946 und 2016 an das Diözesanarchiv und die Diözesanbibliothek Münster übergeben. Einige Dinge konnten aus verschiedenen Gründen noch nicht dem Archiv überlassen werden, dies wird aber in den kommenden Monaten und Jahren hoffentlich möglich sein.

Die Entscheidung, die Archivalien in der Diözese Münster zu bewahren ist nach eingehender Überlegung erfolgt und wurde bereits erläutert. Da es aber hierzu Fragen

gab und gibt, sollen die Gründe auch hier noch einmal kurz dargestellt werden:

Wären wir wörtlich den Vorschlägen der kirchlichen Archive gefolgt, hätten wir die Aktenbestände auf verschiedene Diözesanarchive der so genannten „Belegenheitsbistümer“ verteilen müssen. So hat das Adalbertus-Werk e.V. beispielsweise seinen Sitz in Düsseldorf und somit wäre die Erzdiözese Köln zuständig für unser „schriftliches“ Erbe. Visitor Franz Josef Wothe hingegen war in Hildesheim ansässig – somit wäre für die Aktenbestände seiner Amtszeit die Diözese Hildesheim zuständig. Bei Prälat Bieler wäre es Münster und so weiter. Um eine Zerstückelung der Bestände zu vermeiden war es schnell Konsens, alle Akten zusammen an nur ein Archiv zu übergeben. Für die Diözese Münster sprachen und sprechen gleich mehrere Argumente.

a) Der letzte Visitor Ermland/Danzig/Schneidemühl, Msgr. Dr. Lothar Schlegel hatte seinen Sitz in Münster.

b) Das Verbindungsbüro der Danziger Katholiken mit Prälat Anton Behrendt war nach dem Krieg zunächst in Münster.

c) Der letzte Apostolischer Visitor der Danziger Katholiken, Prälat Johannes Bieler, war Priester der Diözese Münster.

d) Die Bestände der katholischen Schlesier, Glatzer, Schneidemühler und Ermländer werden auch im Diözesanarchiv Münster gesammelt oder sollen zukünftig dort gesammelt werden.

So entsteht in Münster ein Schwerpunkt der Archivierung aus dem Bereich der Katholischen Vertriebenen, der Heimatwerke, Visitationen und Verbände.

Nachdem wir im März 40 Kisten mit umfangreichen Beständen aus dem Bereich der Visitationen abgeholt hatten, haben Alfred Ordowski und ich die Dinge gesichtet, sortiert und für die Lagerung im Archiv aufbereitet. Dazu gehören Akten von Bischof Splett aus seiner Zeit in Düsseldorf, wie auch sehr viel Material aus dem Nachlass von Prälat Richard Stachnik über den Heiligsprechungsprozess der Dorothea von Montau. Die Akte über das „Danziger Kreuz“, welches Prälat Wothe errichten lies, ist vorhanden und auch Schriftverkehr und Protokolle des Diözesanrates Danzig und des Konsistoriums. Die Aufzeichnungen über die Vorgeschichte bis zur Drucklegung des Danziger Kirchenliederbuches sind nun archiviert und auch zu den Danziger Priestern und deren Gräbern gibt es Material. Von unserer Seite wurden alle Heimatbriefe zusammengestellt ebenso alle bisherigen Ausgaben des *adalbertusforum*. Hinzu kommen Tätigkeitsberichte und Einladungen zu den Regionaltagungen, Gementreffen, Studien-

■ Am 11.3.2016 wurden durch Alfred Ordowski, Wolfgang Nitschke, Paul Magino und Rafael Weimer (von links) die Kartons mit Archivalien abgeholt und nach Krefeld gebracht um diese zu sichten und zu sortieren.



tagungen etc., sowie Videos, Fotos und unsere Publikationen der Reihe Heimat und Glaube. Dr. Heinz Mestrup, Leiter des Bistumsarchivs Münster, brachte bei der Übergabe der Bestände seine Freude über die Sorgfalt unserer Vorarbeiten und die hohe Qualität des Bestandes zum Ausdruck. Im Herbst 2017 wird der Bestand im Archiv dann erfasst und zugänglich sein. Über die Materialien wird ein Depositatvertrag abgeschlossen, dessen Bestandteil das sog. Findbuch sein wird. Der Vertrag ermöglicht dem Adalbertus-Werk e.V. und allen vom Werk bevollmächtigten Personen jederzeitigen Zugriff auf die archivierten Schriften und Bilder. Zu den Öffnungszeiten des Archives kann dann aber auch die Öffentlichkeit im Hause die Archivalien lesen und ansehen. Soweit die guten Nachrichten.

Die schlechte Nachricht ist, dass vom Ermlandhaus jegliche Aufklärung über die im März 2016 nicht übergebenen Brustkreuze und weitere wertvolle Gegenstände verwei-

Vorsitzenden eingereicht. Der Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, Weihbischof Dr. Reinhard Hauke (Erfurt), ist über den notwendigen Schritt der Strafanzeige bereits am 12. Juli 2016 informiert worden. Nachdem der Fall dann im Beirat Vertriebenen-seelsorge am 20.10.2016 behandelt wurde, hat der Vorsitzende der Ermlandfamilie am 24. November 2016 dem Weihbischof und dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Verbände mitgeteilt, die Wertgegenstände hätten die gesamte Zeit in einem Tresor gelegen. Bis heute hat er sich allerdings offiziell gegenüber dem Adalbertus-Werk e.V. nicht geäußert.

Da die Ermlandfamilie eine Herausgabe an die Danziger Katholiken weiterhin verweigerte, wurde vereinbart, dass zunächst der Vertriebenenbischof alle mit Vertrag vom 6.12.2010 an die Ermlandfamilie übergebenen Devotionalien erhält. Dies soll nun noch vor Weihnachten geschehen. Weihbischof



■ **Brustkreuze von Bischof Carl Maria Splett.**

gert wurde. Alle diese Werte, sind zweifellos Eigentum der Danziger Katholiken. Sie wurden von Visitator Bieler nach seiner Emeritierung im Jahr 2010 an Visitator Schlegel mit Übergabeprotokoll und genauer Beschreibung treuhänderisch übergeben. Nun waren sie angeblich nicht auffindbar. Paul Magino hat die Dinge im April 2015 gesichtet und gottlob Teile fotografiert. Anhand der Fotos wurde der Gesamtwert vom Diözesanmuseum Oliva auf ca. 15.000 Euro geschätzt, eine Einschätzung durch eine Mitarbeiterin der Kunstsammlungen der Diözese Regensburg beziffert den Wert auf etwa 12.000 Euro für das Material.

Die Ermlandfamilie und namentlich deren Vorsitzender Norbert Block haben seit März 2016 mehrere Schreiben und Fristen zur Herausgabe der Kreuze und des Ringes einfach ignoriert. Es gab weder schriftlich noch mündlich Auskunft über den Verbleib der Insignien, ganz zu schweigen von einer erkennbaren Absicht die Dinge an die Danziger Katholiken zu übergeben. Da es sich bei den Pektoralen um erhebliche ideelle und materielle Werte handelt, blieb dem Adalbertus-Werk e.V. nur der Weg, den Verbleib durch die Justizbehörden aufklären zu lassen. Deshalb wurde am 29.8.2016 Strafanzeige gegen die Ermlandfamilie und ihren

Hauke schrieb am 7.12.2016:

Sehr geehrter Herr Nitschke, die Insignien sind in Thüringen angekommen. Ich habe Herrn Block Termine für die Übergabe genannt. Ich bin zuversichtlich, dass sie bis zum 20.12. (letzter Termin von mir) in meinen Händen sind.

Es bleibt die Hoffnung, dass die Bischofskreuze, der Ring etc. dann doch wieder in den Besitz der Danziger Katholiken zurückkehren. Da das Bistum Danzig und Bischof Carl Maria Splett nie Teil der deutschen Bischofskonferenz waren, dürfe in diesem Fall der Wille der Danziger Katholiken, aber noch mehr der Wille des Bischofs für den Verbleib der Insignien ausschlaggebend sein. „Onkel Carl hat in seinem Testament verfügt, das liturgische Gegenstände und Pontificalien, wenn es die Verhältnisse gestatten dem Bistum Danzig zu eigen geben werden sollen“ – schrieb sein Neffe Wolfgang Splett bereits 1995 in einem Brief an den Apostolischen Visitator Johannes Bieler. Wir streben deshalb an, dass die Insignien zumindest als Leihgaben dem Diözesanmuseum Danzig übergeben werden und der Öffentlichkeit präsentiert werden können.

Wolfgang Nitschke



■ **Verschiedene Erinnerungsstücke, mit denen die Zeitkapsel im Grundstein des Sudetendeutschen Museums in München befüllt wurde.**

Grundsteinlegung für das Sudetendeutsche Museum

Mehr als 20 Jahre sind die Idee und die Pläne schon alt – nun werden sie umgesetzt. Am 16. September 2016 wurde in München, direkt neben dem Sudetendeutschen Haus, der Grundstein für das Sudetendeutsche Museum gelegt. Bereits 2018 – so erklärte die bayerische Sozialministerin Emilia Müller – solle das „Leuchtturmprojekt“ eröffnet werden. Besucher werden dann keine „Heimatstube“ vorfinden, sondern der bewegten Geschichte der Sudetendeutschen nachspüren können – vom Mittelalter über die Vertreibung bis in die Gegenwart. Das Museum soll vor allem aber auch ein Ort der Begegnung und des Dialogs sein – auch mit unseren tschechischen Nachbarn“, betonte die Ministerin. Der Stiftungsvorsitzende Franz Pany ergänzte: „Wir wollen ja nicht für 30 Millionen Euro einen Bau hinstellen, und dann kommt keiner“. Der Freistaat Bayern stellt für den Bau des Museums bis zu 20 Millionen Euro zur Verfügung. Der Bund beteiligt sich mit bis zu 10 Millionen Euro.



■ **Implementierung der Zeitkapsel im Grundstein des Sudetendeutschen Museums. Ehrengäste: Prof. Monika Grütters, Staatsministerin für Kultur und Medien; Horst Seehofer, bayerischer Ministerpräsident.**



■ *Das Westpreussische Landesmuseum in Warendorf im ehemaligen Franziskanerkloster.*

Der veränderte „Westpreuße“ und der Erinnerungsort im Kloster

Der Drostenhof in Münster-Wolbeck war lange Jahre der Sitz des Westpreussischen Landesmuseums. Am 6. Juli 1975 wurde es als „Dokumentations- und Kulturzentrum Westpreußen (DKZW)“ feierlich eröffnet. Von diesem Zeitpunkt an wurde der Bevölkerung im Westen Deutschlands erstmals eine dauerhafte Ausstellung über Westpreußen zugänglich gemacht. In Wolbeck residieren bis heute noch die Kulturstiftung Westpreußen, als Träger des Museums, und auch die Landsmannschaft hat dort ihren Sitz. Das Museum und die Geschäftsstelle der Kulturstiftung befinden sich jedoch seit Ende 2014 im ehemaligen Franziskanerkloster am Rande der Altstadt von Warendorf. Dort präsentierten sich am 1. Oktober 2016 Stiftung und Museum zum bundesweiten „Tag der Stiftungen“ der Öffentlichkeit.

Das *adalbertusforum* hat mit Professor Dr. Erik Fischer, dem Vorsitzenden des Stiftungsvorstandes der Kulturstiftung Westpreußen gesprochen.

adalbertusforum: *Das Museum ist nun fast zwei Jahre in Warendorf. Warum war der Umzug nötig?*

Prof. Fischer: Wolbeck genügte nicht mehr den baulichen Vorgaben für ein Museum und so hatte der Bund 2004 überlegt, das Museum ganz aufzugeben und als eine Abteilung nach Lüneburg zu verlegen. (Anmerkung der Redaktion: In Lüneburg befindet sich das Ostpreussische Landesmuseum.) Der Bund hatte dann aber die Bereitschaft für mehr als zwei Millionen Euro das Haus in Wolbeck umzubauen, doch der Besitzer des „Drostenhofes“ wollte sich nicht auf einen langfristigen Mietvertrag einlassen. Der Eigentümer hätte einen 25-Jahresvertrag abschließen müssen – sonst wäre die Investition nicht geflossen. Aus welchen Interessenlagen er das nicht wollte, entzieht sich meiner Kenntnis. Es wäre in dem denkmalgeschützten Haus in Wolbeck sicher ein syner-

getischer Effekt vorhanden gewesen. Der Besitzer hätte ein modernisiertes Haus gehabt mit allen Denkmalschutzaufgaben und wir hätten ein modernes Museum bekommen mit Besucherzentrum und allem was da noch geplant war.

Dann musste aber umgeplant werden und sie haben nun den „Erinnerungsort Westpreußen“ in diesem alten Kloster. Ein guter Ort?

Das wirklich entscheidende ist, dass sich die Ausstellungsfläche vergrößert hat, dass die Grundvoraussetzung für das Arrangement der Exponate ganz anders geartet ist. Früher in Wolbeck, waren wir sehr eingeschränkt. Die Räume waren kleiner, die Situation verhinderte Ensemblebildungen und so etwas Geschlossenes wie hier, hätten wir dort nie arrangieren können. Der andere Punkt ist, dass die Ausstellung erweitert und in sich noch einmal anders strukturiert worden ist.

■ **Westpreußen Panorama – „Tippen Sie auf ein Foto, um es auf dem Monitor anzusehen“.**



Zum Beispiel die Zeit zwischen 1939 und 1945 hat ja im alten Museum eigentlich gar nicht stattgefunden. Sie ist jetzt mit einem sehr gelungenen Raum deutlich präsentiert mit Stutthof/Sztutowo, mit Piasnitz/Piaśnica. Das musste einfach mit rein, dass das thematisiert wird in einer ausgeglichener Form. Dann haben wir versucht, den Gegenwartszustand stärker zu akzentuieren. Wie sieht es heute in der Region aus? Und ganz wichtig ist uns im Museum und in der Stiftung der interkulturelle Aspekt. Westpreußen ist immer Kaschuben, Polen, Deutsche, Juden, Mennoniten, also „gemeinschaftliche Leistung“ gewesen. Dass es Schwerpunkte gibt, dass Danzig früher immer eine deutsch geprägte Stadt gewesen ist, das steht außer Frage. Wenn ich aber die gesamte Region betrachte, dann habe ich in Thorn/Toruń, in Graudenz/Grudziądz oder auf dem Lande ganz andere Bevölkerungszusammensetzungen und Verhältnisse. Und da gab es das friedliche Zusammenleben bis die Verwerfungen durch den Nationalismus kamen.

In so fern ist unsere Arbeit auch der Versuch nach den Konflikten – nach 1920, nach 1933 und nach 1945 jetzt wieder auch an die früheren Zustandsmöglichkeiten der Nachbarschaft zurück zu denken.

Gerade jüngere Menschen in Deutschland haben aber sicher ein Problem damit Westpreußen irgendwie zu beschreiben, räumlich zu erfassen?

Wir haben keine so klare Kontur – das ist richtig. Pommern, Schlesien, Ostpreußen – da hat man ein Bild oder eine Karte im Kopf. Westpreußen? Was ist das? Das war immer wieder variabel zugeschnitten und nach 1920 hat es diese Provinz ja auch gar nicht mehr gegeben. Das gehörte eben zu Polen, als Regierungsbezirk zu Ostpreußen oder zu Pommern, Danzig war freie Stadt. Aus diesem Grund ist es wichtig, dass wir als Museum selbstständig geblieben sind, weil wir diese interkulturelle Dimension haben.

Nimmt das Publikum das denn an?

Ich denke schon. Es hat Projekte gegeben, dass das Museum als „außerschulischer Lernort“ akzeptiert wird und wir haben –



■ Das Danziger Zimmer im Westpreussischen Landesmuseum.

essieren. Wir müssen das so sehen und das ist auch die Politik der Kulturstiftung: Es gibt das Museum als Ort der Erinnerung an Westpreußen und es gibt die Kulturstiftung, die auch an diesen Ort gebunden

was da ja ganz wichtig ist – am Hause auch eine Kulturreferentin. Die Stelle hat auch einen etwas anderen Zuschnitt – Westpreußen, Posener Land und Deutsche in Polen. Diese Referentin ist auch für kulturelle Breitenarbeit zuständig mit Kindern, mit Schulen und auch im grenzüberschreitenden Kontakt. So kann man also durchaus sagen, dass dieser Bereich und das Verhaken mit dem Umfeld hier besser gelingen als in Wolbeck und stärker akzentuiert werden.

Das Museum, die Kulturarbeit, die Kulturstiftung – das alles kostet ja nun auch immer Geld und die zahlungswilligen Spender der Erlebnisgeneration werden ja sicher auch bei den Westpreußen weniger?

Wir haben eine Grundfinanzierung über den § 96 Bundesvertriebenengesetz. Das kennen Sie sicher: § 96 Pflege des Kulturgutes der Vertriebenen und Flüchtlinge und Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der Archive, Museen und Bibliotheken. Und das heißt, dass größtenteils der Bund die Kosten trägt und die fehlenden Beträge werden dann vom Land NRW, vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe und zu einem noch kleineren Teil von der Stadt Warendorf getragen.

Letztendlich brauchen wir im Adalbertus-Werk, aber auch Sie in der Kulturstiftung und im Museum aber alle die Leute, die von außen kommen, denn die Vertriebenen sterben langsam aus und die Nachkommen sind oft nicht mehr präsent oder gar nicht als Nachkommen der Vertriebenen erzogen worden.

Ja – und diejenigen, die so erzogen werden sollten, sind meist „gescheiterte Versuche“. Ich höre immer: „meine Kinder, meine Enkel interessieren sich ja leider nicht für die Heimat“. Und ich habe oft den Eindruck, je mehr sich die Vertriebenen dafür engagiert haben, umso sicherer die Gewähr, dass die Kinder sich nicht dafür interessieren. Aber es gibt junge Leute, die sich inter-

den ist, aber bundesweit agiert und es gibt die Kulturreferentin. Die Kulturstiftung ist sozusagen die bundesweite Lobby für Westpreußen und da haben wir eine Reihe von jüngeren und jungen Leuten, die selbst oft überhaupt nicht aus dem Umfeld Westpreußen kommen, die sich aber für diese Region interessieren und engagieren. Und es gibt auch junge Polinnen und Polen, die sich dafür interessieren, was ist das eigentlich für eine Geschichte, was sind das für Häuser in die unsere Großeltern damals eingewiesen worden sind, als sie aus Litauen oder der Ukraine kamen? Es gibt auch gerade bei den jüngeren Polen sehr starkes Interesse an der Zwischenkriegszeit zwischen 1920 und 1939. Wie war die kulturelle Überlagerung im Korridor, wie ging es den Deutschen, die dort geblieben waren? Da gibt es in Polen eine viel größere Interessenlage, als bei uns.

Welche Rolle spielen für das Gewinnen neuer Interessenten die Medien?

Wir haben deshalb die Zeitung „Der Westpreuße“ verändert. Natürlich gibt es aus der Tradition seit 1949 heraus immer noch die „Landsmannschaftlichen Nachrichten“. Die Zeitung ist aber bunter geworden – nicht nur durch farbige Bilder. Wir haben die große Rubrik Panorama eingeführt, wo es um die Region heute geht. Wir drucken Artikel, die sich mit der jetzigen Situation in Westpreußen beschäftigen – mit Tourismus oder mit dem Shakespeare-Theater in Danzig. Es gibt aktuelle Notizen und Meldungen. Und wir haben nun auch eine elektronische Ausgabe. Wir wollen die erreichen, die sich für das



■ *Ausstellungsstücke zu Kulm (links) und Danzig (Mitte, rechts).*



Das Westpreussische Landesmuseum ist in der Bundesrepublik Deutschland die zentrale Einrichtung zur Erforschung und Vermittlung von Geschichte und Kultur des historischen Westpreußen. Dass es gerade in Westfalen beheimatet ist, hat seine eigenen historischen Gründe: Im Jahre 1960 hatte der Landschaftsverband Westfalen-Lippe eine Patenschaft für die Region Westpreußen übernommen.

Das 1975 gegründete Westpreussische Landesmuseum war zunächst vor allem für die Westpreußen gedacht, die im Zuge von Flucht und Vertreibung am Ende des Zweiten Weltkriegs ihre Heimatregion verlassen mussten. Heute richtet es sich an ein geschichts- und kulturinteressiertes Publikum, das größtenteils keinen unmittelbaren persönlichen Bezug zur historischen Region Westpreußen hat.

Die grenzübergreifende Arbeit bildet einen wichtigen Schwerpunkt der Aufgaben, die das Westpreussische Landesmuseum übernommen hat. Sonderausstellungen entstehen häufig in Zusammenarbeit mit polnischen Partnerinstitutionen. Zudem existiert eine Außenstelle des Westpreussischen Landesmuseums in den Räumen des Regionalmuseums in Krokowa/Krockow, unweit von Danzig.

Weitere Informationen unter:
<http://westpreussisches-landesmuseum.de>
<http://kulturstiftung-westpreussen.de>

heutige Westpreußen interessieren. Ob die nun da einmal in Urlaub waren oder im grenznahen Bereich leben, polnisch gelernt haben – da gibt es verschiedene Zugänge. Und wir versuchen auch mehr im Internet präsent zu sein, damit uns die finden, die uns gar nicht suchen.

Wie sehen Sie die Zukunft der Vertriebenenverbände und der deutsch-polnischen Organisationen? Der Bund der Danziger gibt ja inzwischen wieder auch sein eigenes Blatt heraus und bei den katholischen Verbänden ist das Nebeneinander heute immer noch größer, als das Miteinander?

Die Danziger sind immer sehr eigenständig geblieben und haben sich nicht vereinnahmen lassen. Ich kann das gut verstehen. Weil Danzig einen historischen und kulturellen Eigenwert hat. Das ist eine so große eigenständige Einheit und das Danzig zwischendurch einmal die Provinzhauptstadt von Westpreußen gewesen ist, das ist nur eine kurze Phase. Und wenn ich Danziger wäre, würde ich auch sagen ich bin ja nicht Westpreuße. In soweit respektiere ich das auch. Ob wir verbandspolitisch nicht klüger fahren würden, wenn wir uns verbinden, damit nicht alle einzeln sterben müssen, sondern man zusammen noch einmal eine kritische Masse bildet, will ich nicht beurteilen.

Jauche, Jasmin, Tomaten oder Schmieröl

Wie duftet Heimat in der Erinnerung von Vertriebenen und Migranten?

Menschen, die auf Grund kriegerischer Auseinandersetzungen oder politischer Verfolgung aus ihrer Heimat fliehen oder von dort vertrieben werden, bleibt oft nur eines erhalten: die Erinnerungen an ihre Heimat. Insbesondere für Migranten sind sie deshalb ein wertvoller Besitz. Geschaffen werden Erinnerungen durch gelebte sinnliche Erfahrungen. Wir erinnern sie mit allen Emotionen. Von allen Sinnen wirkt der Geruchssinn besonders stark. Das hat auch physiologische Gründe. Die Nase ist direkt mit dem limbischen System verbunden; mit der Region des Gehirns, in der Erinnerungen und Emotionen gespeichert sind. Gerüche, Erinnerungen und Emotionen stehen also direkt miteinander in Verbindung. Riechen und Schmecken sind wichtige körperliche Gedächtnisstützen. Für Migranten sind positive Gerüche eine Verbindung zur verlorenen Heimat. Lieblingsdüfte rufen oft nostalgische Erinnerungen hervor. In der Gegenwart wahrgenommen wecken sie nicht nur Sehnsucht, sondern können diese auch stillen. Denn indem vermisste Personen, Orte oder Erlebnisse erinnert werden, werden die mit ihnen verbundenen Emotionen in der Gegenwart wieder spürbar und lebendig. Auf diese Weise wird die Heimat in die Gegenwart geholt. Diesen Zusammenhang zwischen riechen, erinnern und neu positionieren deutlich zu



machen war mein Wunsch, als ich über eine Duftinstallation nachdachte. Die Installation war ein Beitrag zu einer Sonderausstellung im GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Aus aktuellem Anlass der Flüchtlingskrise in Europa lud das Museum Künstler, Akademiker und Aktivisten ein, sich in der Ausstellung „Grassi Invites #2: dazwischen /in/ between“ mit Flucht, Migration, Exil auseinanderzusetzen. Die Ausstellung war in Leipzig vom Juli bis Oktober 2016 zu sehen.

Ich beschloss für meine Installation zwei Generationen von Flüchtlingen zu interview-

en. Flucht und Vertreibung sind keine rezenten Phänomene. Heimatlose gab es damals wie heute. Wenn wir nachfragen, findet wohl jeder in seiner Familie eine Flüchtlingsgeschichte. Düfte zeigen uns etwas über den Schmerz des Verlustes und die Wege zur Integration. Sie sind persönlich und biographisch und lassen uns einander als Menschen erfahren. Genau dies war das Ziel der Interviews und der Installation. Meine Gruppe von Interviewpartnern war gemischt. Da waren die AsylbewerberInnen Shaid (26) aus Pakistan und Mohammed (24), Hadi (19) und Roya (30) aus Afghanistan. Sie sind erst in diesem Jahr in Deutschland eingetroffen und leben noch in der provisorischen Asylunterkunft. Mo (33) und seine Frau Boorte (30) kamen bereits im letzten Jahr aus dem Iran. Sie haben eine eigene Wohnung, sprechen sehr gut deutsch und beteiligen sich aktiv am gesellschaftlichen Leben. Meine Gruppe komplementierten das aus Danzig stammende Ehepaar Brigitte (76) und Alfred O. (81), meine Nachbarin Leonore S. (90) aus Pommern sowie Fred B. (84) aus dem ehemaligen Sudetendeutschen Gebiet. Ihre Flucht liegt lange zurück und ist doch immer noch Teil ihres Lebens.

Indem ich die Düfte selbst, von denen mir meine Gesprächspartner erzählten, in der Installation präsentierte, wollte ich den Besuchern die Gelegenheit geben, sich nicht nur visuell, sondern auch olfaktorisch – also mittels des Geruchssinns – mit diesen persönlichen Heimaterinnerungen auseinanderzusetzen. Gleichzeitig wollte ich die Besucher der Ausstellung dazu inspirieren, eventuell eigene mit diesem Duft verbundene Assoziationen zu entdecken oder sich vielleicht an die speziellen Düfte ihrer Heimat und damit verbundene Erfahrungen und Emotionen zu erinnern.

Den Rahmen bildete ein kreisrunder oben offener Raum aus weißem Stoff mit einem weißen Bodenbelag, der in drei Räume unterteilt war, die man in einem Rundgang, durch Fadengardinen voneinander getrennt, nacheinander durchschreiten konnte. In den Räumen hing jeweils eine Auswahl von Düften, untergebracht in Glasflaschen mit einem Korkenverschluss, die man nach Belieben öffnen konnte, um den jeweiligen Duft wahrnehmen zu können. Ein in unmittelbarer Nähe angebrachter Text informierte in wenigen Worten über die dazugehörige Duftassoziation.

Damit sich die Besucher möglichst intensiv mit den verschiedenen Gerüchen und dazugehörigen Assoziationen auseinandersetzen konnten, gestaltete ich den Raum in Weiß. Auf diese Weise minimierte ich visuelle Reize. Auch wurden durch die Unterteilung des Raumes in mehrere kleine Räume ideale Rückzugsräume geschaffen, die ermöglichten, sich den Gerüchen und Dufterinnerungen in Ruhe widmen zu können. Zudem be-

absichtigte ich mit der runden Raumform beim Besucher ein behagliches Gefühl sowie ein Gefühl von Raumlosigkeit zu erzeugen.

Dufterinnerungen

„Ich komme aus Islamabad (Pakistan)“, erzählt Shaid. „Das ist eine sehr grüne Stadt. Nachts riecht es dort überall nach Jasmin. Auch mag ich den Duft von Orangenbäumen, die an vielen Stellen wachsen.“ Einen Duft bzw. Geschmack vermisst der junge Mann ganz besonders: den von Hähnchencurry. „Dieses Essen fehlt mir sehr. Meine Mutter und meine Schwester haben es immer zubereitet. Es gefällt mir gar nicht, dass ich



das hier nicht mehr habe.“ Auch Hadi vermisst den Duft einer Speise: „Ich mag den Duft von gekochtem Reis. In Afghanistan wird er auf offenem Feuer zubereitet. Dadurch erhält er einen einzigartigen rauchigen Geruch und Geschmack.“ Mohammed wiederum mag besonders den Duft von Flieder. Er erzählt mir, dass Flieder auch in Afghanistan wächst und er diesen kürzlich bei einem Spaziergang im Park entdeckte. „Wenn ich Flieder rieche, habe ich das Gefühl in Afghanistan zu sein.“ Roya wiederum, die gemeinsam mit ihrem Mann und ihrer Tochter nach Deutschland kam, liebt vor allem den Duft von Rosen: „Wenn ich Rosen rieche, erinnere ich mich an unser Haus in Kabul. Es steht noch immer dort.“ Sie zeigt mir eine Fotografie von einem großen Haus, gestrichen mit verschiedenen Pastellfarben. Den Weg zum Haus säumen Büsche rosafarbener Rosen. Mo und Boorte schwärmen von iranischen Düften, die sie hier in Deutschland wiederentdeckt haben. „Ich liebe den Geruch feuchter Erde, der in der Luft liegt, wenn es geregnet hat; so wie die Luft hier nach einem sommerlichen Regenguss riecht. Dieser Duft erinnert mich so sehr an den Nord-Iran; an das Kaspische Meer. Dort gibt es viel Grün, weil es dort öfter regnet. Meine Frau und ich haben dort oft Urlaub gemacht.“

Während mir Roya und Mohammed sowie Boorte und Mo Düfte nennen, die sie sowohl mit ihrer Heimat als auch mit Deutschland in Verbindung bringen, erzählen Shaid und Hadi von einem Geschmack, den sie stark vermissen. In der Sehnsucht nach dem Duft der Heimat spiegelt sich das „sich entwurzelt fühlen“ und „noch nicht angekommen Sein“ wider. Verstärkt wird die Nostalgie durch die Lebenssituation in einer Flüchtlingsunterkunft: in einem funktionalen unpersönlichen

Transitraum, ebenso wie durch den Mangel an präsenten vertrauten Personen. Auch der Zustand des Wartens, Ausharrens, Bangens und Hoffens auf die Genehmigung des gestellten Asylantrags oder eine Wohnung verstärken das Gefühl von Isolation.

Wie facettenreich und bunt mit Düften verbundene Erinnerungen an die Heimat tatsächlich sind, spiegeln vor allem die Erzählungen derjenigen wider, die bereits vor einigen Jahrzehnten nach Deutschland kamen. Hier bestand allerdings auch keine Sprachbarriere. In ihren Erzählungen zeigt sich der komplexe Charakter der mit Gerüchen und Geschmäckern verbundenen Erinnerungen. Heimat-Duft ist keineswegs immer nur Wohlgeruch. Manchmal stinkt es auch ganz gewaltig.

Alfred O., der in Danzig geboren ist, beschreibt mir sein früheres zu Hause folgendermaßen: „Ich bin mit dem Duft von Tomaten, besonders dem der Tomatenpflanze aufgewachsen. Mein Großvater besaß eine Gärtnerei. Er zog Tomaten im Gewächshaus, die dann auf dem Markt verkauft wurden.“ Sehr präsent waren auch weniger angenehme Gerüche, wie die Kernseife des Waschtages. „Außerhalb des Hauses, auf den Straßen und Feldern war der Geruch von Pferden und deren Dung allgegenwärtig. Einmal in der Woche kam eine Person und holte den Pferdemist ab. Er wurde für die Düngung der Felder verwendet. Als Kinder benutzten wir die trockenen Pferdeäpfel manchmal dazu, uns damit gegenseitig zu bewerfen. Das war sehr lustig.“ Auch Alfreds Ehefrau Brigitte, die ebenfalls aus Danzig stammt, erinnert sich sowohl an angenehme als auch unangenehme Gerüche: „Ich bin ein Stadtkind. Mit meiner Heimatstadt verbinde ich weniger Naturgerüche. Vielmehr hing überall der Gestank von Schmieröl und Benzin in der Luft, bedingt durch den damaligen Straßenverkehr, der ja ein ganz anderer war als heute.“ Ich fragte sie, nach Lieblingsspeisen. „Ja, mein Lieblingsgericht sind Königsberger Klopse. Die Soße bereite ich aber nicht, wie hier in Deutschland üblich mit Kapern, sondern mit Gewürzgurkenstückchen zu.“ Für die verschiedenen Fleischgerichte benutzt sie Majoran.

Ähnliche Dufterinnerungen an die Heimat schildert auch Fred B. (85), geboren in Koken/Kohoutov im Bezirk Trautenau/Trutnov (sudetendeutsches Gebiet). In seiner für die Familie verfassten Autobiographie „So war mein Leben“ schreibt er: „Auf dem Hof befand sich auch eine betonierte Jauchegrube und darüber der Dunghaufen ... Jaucheaufahren war eine unangenehme Arbeit. Beim Öffnen des Jauchefasses bekam man immer etwas davon ab. Es war ein sehr penetranter Geruch.“ Mit dem Duft von Heu und Knackwurst verbindet Fred ganz besonders schöne und genussvolle Momente

seiner Kindheit. So lese ich: „Der Dachboden bot viel Platz, denn hier musste das Heu von der ersten Mahd gelagert werden ... Es duftete herrlich und das Heustopfen auf dem Dachboden machte umso mehr Freude. In den Herbst- und Wintermonaten, wenn es draußen sehr ungemütlich war, war der Dachboden nicht nur für die Hauskatze ein schöner Platz. Auch ich habe mich gern in das Heu gelegt. Der Heuduft war berauschend.“ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Bei einem ... Sonntagsspaziergang kaufte mein Vater beim Fleischer Kudernatsch ..., für jeden von uns eine frisch geräucherte Knacker. Sie war noch richtig warm, denn der Fleischer holte sie direkt aus dem Rauchfang. Ich habe sie mit viel Genuss gegessen und hab den Geruch noch heute in der Nase.“ Auch Leonore S. (90), meine Nachbarin, mit der ich gelegentlich einen Plausch im Treppenhaus halte, wurde Ende des Krieges aus ihrer Heimat vertrieben. Sie stammt aus Pommern. Bei Kaffee und Kuchen erzählt sie mir von einem Duft, in dem ihr ganzes Leben steckt. „Zu Hause stellten wir alles selbst her. Nur Zucker und Salz mussten wir kaufen. Mit 12 Jahren begann ich Brot zu backen, weil meine Mutter krank war. Wir hatten im Garten ein Backhaus. Viele Leute aus dem Dorf kamen zu uns, um hier ihr Brot und Kuchen zu backen. Wenn man in den Garten ging und gerade das Brot aus dem Ofen geholt wurde, duftete es dort überall herrlich nach frischem Brot.“ Der Duft von Brot weckt aber auch Erinnerungen an ihre Vertreibung und die schrecklichen Erlebnisse, die ihrer Mutter und Schwester während dieser Zeit widerfuhr. „Allein, ohne meine Mutter und Schwester gelang es mir, auf ein Schiff zu kommen, das die Vertriebenen außer Landes brachte. Drei Tage harrete das Schiff auf der Ostsee aus. Von oben kamen die Bomben und im Meer lagen die Minen. Nach unserer Ankunft an der Küste Dänemarks wurden



GRASSI invites #2: dazwischen /in/ between war eine **kollektive Ausstellung** (17.6.–16.10.2016) **mit Künstlerinnen und Künstlern, Ethnologinnen und Ethnologen, Vereinen und Initiativen.**

Dazwischen sein: (Er)Leben zwischen einem Hier und einem Dort, zwischen Orten, zwischen verschiedenen Systemen von Werten und Normen, zwischen Sprachen und Zeiten ... Dazwischen sein heißt gehen und stehen, reisen und fliehen, aufbrechen und verabschieden, ankommen und neu anfangen. Wie fühlt es sich an, in so einem Zwischenraum zu sein? Zusammen mit verschiedenen Akteurinnen und Akteuren sowie Künstlerinnen und Künstlern schuf das GRASSI Museum für Völkerkunde ein Kaleidoskop von Erfahrungen und Assoziationen. Durch Videoinstallationen, Performance, Musik, Fotografie, Erinnerungsobjekte, Poesie und intime Zeugnisse bekamen die Besucher/innen einen Einblick in das oft so persönliche und vielschichtige Dazwischen.

wir alle in einem großen Flüchtlingslager in Oxbuerl interniert. 30.000 Menschen lebten dort. Ich habe auch noch meinen Flüchtlingsausweis“, den sie mir anschließend zeigt. „Bei unserer täglichen Verpflegung stand für mich immer das frische wohlriechende Brot im Vordergrund, das mir so gut schmeckte. Die Tagesration Brot betrug 350 g; etwa vier Scheiben. Ich habe immer alle Scheiben auf einmal gegessen, damit ich satt wurde.“

Vergleicht man die Erzählungen beider Generationen könnte man meinen: In der Gegenwart der kürzlich Geflüchteten spiegelt sich die Vergangenheit der Vertriebenen wider und in der Gegenwart dieser lässt sich der Eindruck erahnen wie die Zukunft der Asylsuchenden aussehen mag. Hoffentlich. Zumindest einen Teil der ihnen bekannten und vertrauten Düfte in der Gegenwart wahrnehmen zu können, ist für Geflüchtete und Vertriebene von großer Bedeutung. Es ist Teil einer erfolgreichen Reterritorialisierung. Gerüche sind ein emotionaler Anker. Sie heilen ein wenig den brutalen Bruch des Heimatverlustes. Auch wenn die natürliche Umwelt der neuen Heimat mehr oder weniger gegeben ist, können doch einige verwandte Gerüche wiedergefunden werden. Noch bedeutender für den Prozess der Heimatfindung aber, meine ich, sind jene aus der Heimat bekannten Düfte, die menschengemacht sind: die ein Produkt der eigenen Kultur und Familie sind. Essen kochen gehört zu den wichtigen Aktivitäten sinnlicher Identitätsarbeit. Beliebte Heimatgerüche und -geschmäcker wieder zu erschaffen, erlaubt nicht nur nostalgische Erinnerungen in der Gegenwart zu erleben. Es dient der Aufrechterhaltung und Kontinuität der eigenen Identität. Auf diese Weise können die betreffenden Teile ihrer früheren Version von sich selbst lebendig halten und sie mit ihrer gegenwärtigen verbinden.

Antje Baecker



■ **Großbildprojektion an der Fassade des Shakespeare-Theaters.**

Vielfalt der Kooperation

Deutsche Woche in Danzig

Aus Anlass des 25-jährigen Jubiläums des deutsch-polnischen Vertrags über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit sowie des 40. Jahrestages der Entstehung der ersten deutsch-polnischen Städtepartnerschaft zwischen Danzig/Gdańsk und Bremen organisierte das Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in diesem Jahr eine Deutsche Woche. Gemeinsam vorbereitet mit der Stadt Bremen und dem Shakespeare-Theater in Danzig gab es vom 19. bis 26. Oktober an verschiedenen Orten der Hansestadt ein vielfältiges Programm.

40 Jahre ist es her, dass der damalige Bremer Bürgermeister Hans Koschnick die Partnerschaft mit der polnischen Stadt Gdańsk gewagt hatte. Ein kleiner, zu jener Zeit nicht unumstrittener Schritt für Bremen, aber von großer symbolischer Wirkung: das Zugehen auf Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs. Bald darauf folgte die ebenfalls bis heute sehr lebendige Partnerschaft zwischen Krakau und Nürnberg. „Inzwischen haben wir dank des Pioniergeists von Hans Koschnick etwa 1.000 deutsch-polnische Städtepartnerschaften“, sagte Generalkonsulin Cornelia Pieper in ihrer Rede bei der Eröffnung der Deutschen Woche im Shakespeare-Theater, „die Beziehungen zu Polen sind so gut wie nie zuvor. Aber sie bedürfen – wie im privaten Leben die Liebe – der ständigen Pflege.“

Diese übernehmen im Alltag nicht selten die Gesellschaften der deutschen Minderheit.

Noch häufiger aber beteiligten sich Vereine wie die Deutsch-Polnische Gesellschaft in Danzig, die in diesem Jahr 25 Jahre besteht, und deren entsprechende Pendanten in anderen polnischen und deutschen Städten. Die deutschen Gesellschaften sind zu einem großen Teil in der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Bundesverband e.V. organisiert, die das deutsch-polnische Magazin Dialog herausgibt. Dessen Chefredakteur Basil Kerski, Direktor des Europäischen Solidarność-Centrums in Danzig, wurde für seinen bisherigen Einsatz für die deutsch-polnischen



■ **Basil Kerski (rechts) mit Botschafter Rolf Nikel und Generalkonsulin Cornelia Pieper.**

Beziehungen jetzt mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland geehrt, das ihm im Rahmen der Eröffnung der deutschen Woche von Generalkonsulin Cornelia Pieper und dem deutschen Botschafter in Warschau Rolf Nikel feierlich überreicht wurde.

In seinem Dank erklärte Kerski: „Eigentlich sind wir noch zu jung, um solche Ehrungen

zu erhalten. Unsere Generation ist nach 1989 auf der Welle geschwommen und hatte es dadurch einfacher.“ Er spielte damit auf die Menschen an, die sich vor den Änderungen in Europa für eine Aussöhnung eingesetzt hatten und nicht selten dafür auf verschiedene Weise gelitten hatten. Besonders erinnerte Kerski an den Danziger Ehrenbürger Andrzej Wajda. Der große Regisseur sei in seinem Schaffen unter anderem mit Filmen wie „Eine Liebe in Deutschland“ ein ruhiger, aber steter Mahner für eine friedliche Zusammenarbeit gewesen. Er wurde am Abend der Eröffnung der Deutschen Woche feierlich in Krakau beigesetzt, weshalb sowohl der Bürgermeister der Stadt Danzig Paweł Adamowicz als auch der Marschall der Woiwodschaft Pommern Mieczysław Struk nicht in Danzig waren. Auch Basil Kerski wäre wohl ohne die ihm zugeordnete Ehrung nach Krakau gefahren. Mit Hinweis auf das aktuelle politische Geschehen in Polen und Europa warnte er vor allem seine eigene Generation: „Die großen Herausforderungen stehen noch vor uns. Wir werden uns für die Werte, die wir vertreten, deutlicher als bisher einsetzen müssen. Lasst uns die Menschen, die uns brauchen, nicht enttäuschen.“

Der Bremer Künstler Olaf Schlote, dessen Fotoausstellung „Transformationen“ während der Deutschen Woche im Foyer des Shakespeare-Theaters gezeigt wurde, ist noch mit dem Eisernen Vorhang und anderen Grenzen aufgewachsen, deren Überwindung Thema vieler seiner Bilder ist. Er ist sowohl skeptisch als auch optimistisch. „Ich bin manchmal geschockt, mit welcher Schnelligkeit, technischer Effizienz und vor allem Bereitwilligkeit wieder Mauern und Zäune erbaut werden“, so Schlote, „andereits bekomme ich bis heute Gänsehaut, wenn ich sehe, welche Änderungen dank der Solidarność und der Menschen der friedlichen Revolution möglich waren.“

Neben Olaf Schlote hatte der Bürgermeister von Bremen Dr. Carsten Sieling andere Attraktionen aus seiner Stadt mitgebracht, darunter ein Oktett der Bremer Philharmoniker, das die Eröffnung der Deutschen Woche mit Musik von Felix Mendelssohn Bartholdy umrahmte, und die Shakespeare Company Bremen, die sowohl „Dr. Faustus“ auf die Bühne des Shakespeare-Theaters brachte als auch eine Theaterwerkstatt organisierte. Unter dem Titel „Köstliches Fundament des Bremer Rathauses“ gab es eine Weinverkostung auf der Fregatte „Karlsruhe“, die während der Deutschen Woche auf Besuch in Danzig weilte, in dieser Zeit auch besichtigt werden konnte und Raum für wirtschaftliche Begegnungen bot.

Denn selbst wenn ein großer Teil des vielfältigen Programms der Deutschen Woche mit Filmvorführungen, Kabarett von Steffen Möller, Konzerten des Universitätsorchesters Greifswald und des Landespolizeiorchesters Mecklenburg-Vorpommern sowie Theateraufführungen und der Ausstellung zu „550 Jahren Ende des Krieges Polen – Deutscher Orden“ im Artushof kulturell ausgerichtet war und den Besuchern die deutsche



Kultur und – gerade im Rahmen ihrer Eröffnung – die Wichtigkeit des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages und von Städtepartnerschaften wie der zwischen Danzig/ Gdańsk und Bremen näherzubringen. Schade ist nur, dass in ihrem Programm eine Möglichkeit für die Organisationen fehlte, die die Begegnungsarbeit im Alltag leisten, sich vor einem größeren Publikum zu präsentieren. Denn mit ihnen, mit den in ihnen engagiert tätigen Menschen, stehen und fallen die deutsch-polnischen Beziehungen.

Uwe Hahnkamp

■ *Links: Steffen Möller trat während der Deutschen Woche im Shakespeare-Theater auf.*

■ *Unten: Lesung „Die Rättin“ in der Günter Grass Galerie.*

Kultur näher bringen sollte, gab es in seinem Rahmen auch andere Aspekte. Firmen und Universitäten aus Mecklenburg-Vorpommern, Bremen und Rheinland-Pfalz präsentierten sich bei verschiedenen wirtschaftlichen Veranstaltungen, und im wissenschaftlichen Teilprogramm ging es bei Vorträgen und Konferenzen um den Hanseatischen Hintergrund der Kooperation von Danzig und Bremen, um Forschungen zu den Protesten der Solidarność und die deutsch-polnische Zusammenarbeit im Raumfahrtbereich.

Die Deutsche Woche in Danzig hat sicherlich dazu beigetragen, den überwiegend polnischen Besuchern die Vielfalt der deutschen



Tunneleröffnung an der Toten Weichsel

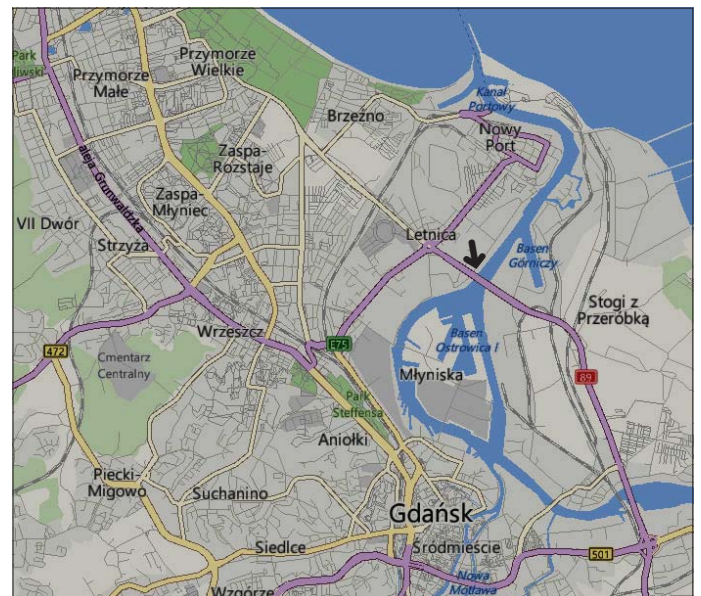
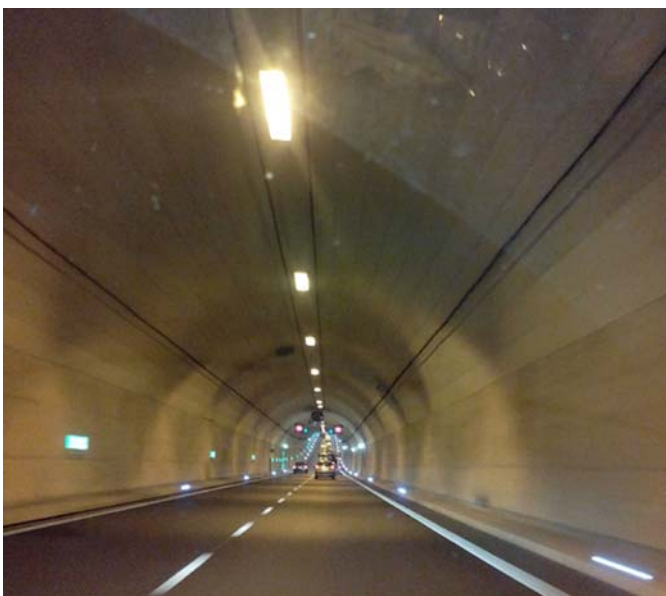
Das Netz der Umgehungsstraßen im Raum Danzig wird seit Jahren immer dichter. Nachdem der Autobahnring als Südumfahrung bereits vor einigen Jahren geschlossen wurde, ist seit dem 24. April 2016 auch der Tunnel unter der Toten Weichsel eröffnet. Nach vier Jahren Bauzeit ist mit den beiden

ca. 1.400 Meter langen Röhren nun ein wesentlicher Teil der Nordumfahrung der Stadt fertig gestellt. Die 900 Millionen Złoty Baukosten sind gut investiert.

Der Flughafen im Westen und das Stadion sind nun von Elbing/Elbląg kommend oder vom Hafen schneller zu erreichen. Insbe-

sondere in der Innenstadt ist die Entlastung deutlich zu spüren.

Der Lkw-Verkehr ist stark zurückgegangen. Auch der Bau der Autobahn zwischen Danzig/Gdańsk und Tiegenhof/Nowy Dwór Gdański soll im Herbst 2018 abgeschlossen sein.





■ Modellansicht aus der Pressemappe des Museums.

Wer regiert bestimmt die Deutung der Geschichte

Das auffällige Gebäude in der Nähe der Danziger Altstadt, in dem sich bald das neue Museum des Zweiten Weltkriegs (*Muzeum II Wojny Światowej*) befinden soll, ist fast fertig gestellt. Die Idee ein solches Museum zu errichten, verkündete im Dezember 2007 der damalige Premierminister Donald Tusk, damals auch Chef der Partei Platforma Obywatelska kurz PO. Das Grundstück stellte die Stadt Danzig als Geschenk zur Verfügung. Das eigentliche Museums Gelände ist 17.000 Quadratmeter groß und etwa 200 m von der Polnischen Post und 3 km von der Westerplatte entfernt, den Orten des ersten deutschen Angriffs und des bedeutendsten polnischen Widerstandes. Die Idee der Museumsgründer war, die Geschichte des II. Weltkrieges nicht nur aus der polnischen Sichtweise zu präsentieren, sondern die europäischen Zusammenhänge zu thematisieren. Mit dem so formulierten Ziel einer „universalen Botschaft“, die zu einer gegenseitigen Verständigung zwischen allen Nationen führt.

Im Dezember 2015 wurde dann vom Kulturministerium und seinem neuen Chef PiS-Kulturminister Paweł Gliński ein neues Museum aus der Taufe gehoben: Das „Museum der Westerplatte und des Krieges 1939“. Vier Monate später kündigte das Ministerium dann an, sein neues Museum Westerplatte mit dem bereits im Bau befindlichen Museum zu fusionieren und unter dem Namen „Museum des Zweiten Weltkrieges“ zu führen. Die offizielle Begründung des Ministers Gliński war, es mache keinen Sinn in einer Stadt zwei Museen gleicher Art zu haben. Eine dürftige Begründung für den sehr durchschaubaren Plan, das Konzept des Weltkriegsmuseums auf die politische Linie der PiS zu bringen. Der nationalkonservativen Partei nach werden dort nämlich die

In Polen eskaliert der Streit um das Museum des II. Weltkrieges

„positiven Aspekte“ des Krieges zu wenig gewürdigt – das Heldentum und die Aufopferung der Polen für ihr Vaterland. Auch besteht die Angst, dass durch eine Darstellung der Vertreibung der Deutschen die Täter zu Opfern werden.

Nach der Veröffentlichung der Fusionspläne appellierten der Danziger Stadtrat, das Pro-



grammkollegium des Museum des Zweiten Weltkrieges, das Polnische Nationalkomitee Internationaler Museumsräte, sowie mehrere Historiker und auch die privaten Spender vieler Exponate, an den Minister, von dem Plan abzusehen. Praktisch bedeutete der nämlich, dass das gesamte Konzept des Museums des Zweiten Weltkrieges hätte neu entworfen werden müssen. Der Bau des Museums kostete bislang ca. 540 Mio. Złoty und ist in der Endphase der Realisierung. Es wurden 38.000 Exponate, Filmaufnahmen und Zeitzeugenberichte gesammelt. Die Ausstellung, die die Ereignisse und Folgen des Zweiten Weltkrieges in der ganzen Welt zeigt, sollte nun eigentlich im Frühjahr 2017 eröffnet werden. Minister Gliński und si-

cher auch die gesamte Führung der PiS verlangen aber, dass die Exponate sich auf den „polnischen Blickwinkel“ konzentrieren müssten. Das Kuratorium des Museums schlug dem Minister vor, dass man das „Westerplattmuseum“ zur Filiale des Museums des Zweiten Weltkrieges erklären könnte. Der Zusammenschluss beider Museen berge die Gefahr, dass die Spender ihre Exponate zurückverlangen werden, wenn das Museum nicht in seiner ursprünglichen Form entstehe. Pikant auch, dass der Kulturminister entweder die Gesetzeslage nicht kennt oder die Regierungspartei sich darüber wieder bewusst hinwegsetzen wollte: Die Fusion zweier Museen darf laut Gesetz nämlich erst dann erfolgen, wenn der sog. Rat der Museen eine positive Bewertung ausstellt, was in diesem Fall ja nicht erfolgte. Der Rat ist nicht einmal gefragt worden.

Der Stadtpräsident von Danzig/Gdańsk Paweł Adamowicz ergriff ebenfalls das Wort und erinnerte daran, dass die Stadt das Grundstück geschenkt habe, in den Beschlüssen des Stadtrates aber deutlich stehe, welches Programm ein Museum, das auf diesem Grundstück entsteht, realisieren müsse. Diese formulierten Bedingungen schafften die rechtlichen Möglichkeiten die Schenkung zurückzuverlangen. Auch schlug Adamowicz dem polnischen Präsidenten Andrzej Duda vor, die Eröffnung des Museums des Zweiten Weltkrieges zu einem Treffen der Staatsoberhäupter der Antihitlerkoalition sowie der Achsenmächte zu machen. Er argumentierte, dass das sicherlich ein außergewöhnliches Treffen wäre, das das Prestige des Staatspräsidenten Duda erhöhen könne. Zwischen all den Vorschlägen und Appellen hatte es inzwischen noch eine Klage vor Gericht gegeben. Da das Kulturministerium die Fusion zweier Museen ohne das „Ja-Wort“ des Rates der Museen durchführen wollte. Ein mutiger Schritt des Direktors des Museums des Zweiten Weltkrieges, Paweł Machcewicz, der aber auch ohne diesen Mut bei der PiS schon lange auf der „Abschussliste“ stand. Am 17.11.2016 entschied das Wojewodschaftsverwaltungsgericht, den Entschluss des Ministers bis zum Hauptverfahren außer Vollzug zu setzen. Begründung: Der sofortige Vollzug der Fusion würde möglicherweise einen bedeutenden Schaden verursachen, dessen Folgen abgewendet werden müssten. Die Hauptverhandlung soll im Januar stattfinden.

Am 18.11.2016 schlug Museumsdirektor Paweł Machcewicz, in einem Brief an den Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz vor, den Platz vor dem Gebäude nach Władysław Bartoszewski zu benennen. Bartoszewski erlebte den Krieg mit allen seinen Grausamkeiten, war Häftling in Auschwitz und trug viel zu der deutsch-polnischen Verständigung bei. Er gehörte dem Museumsprogrammrat bis zu seinem Tod an. Eine solche Benennung kann weder die PiS noch ein Kultur- oder Verkehrsminister verhindern, denn Straßennamen vergeben noch die kommunalen Verwaltungen. **Alicja Kędzierska**



■ *Das sog. Deutschlandhaus in Berlin war lange Jahre Sitz der Landsmannschaften und des Bundes der Vertriebenen. Es wurde als Standort für die von der Bundesregierung beschlossene Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung festgelegt und wird zu diesem Zweck momentan umfangreich saniert.*

Ein denkbar schlechtes Zeichen

Auch in Deutschland gibt's beim „sichtbaren Zeichen“ Ärger

„Was die Polen können, können wir in Deutschland schon lange“ mögen sich die Verantwortlichen der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung gedacht haben und so streitet man nicht nur in Polen um das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg, sondern auch in Deutschland. Rückblende: die Initiative „Zentrum gegen Vertreibungen“ unter der Leitung der damaligen Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV), Erika Steinbach und des SPD-Politikers Peter Glotz sorgte Anfang des Jahrtausends für heftige Diskussionen. Die Details und Argumente müssen hier nicht noch einmal wiederholt werden. Resultat der Diskussionen war dann aber einerseits die Idee der polnischen Regierung in Danzig, ein Museum des II. Weltkrieges zu erbauen. Das Konzept war – auch wenn es so nie öffentlich gesagt wurde – einen Gegenpol zu dem doch recht einseitigen Konzept des BdV zu schaffen. Und weil dies Konzept des BdV für ein Zentrum gegen Vertreibungen auch in Deutschland selbst für eher unausgewogen gehalten wurde, versuchte der Staat andererseits zu retten und zu schlichten. Im Koalitionsvertrag der Regierungsparteien CDU, CSU und SPD vom November 2005 wurde beschlossen, ein „sichtbares Zeichen“ in Berlin zu setzen, um „an das Unrecht von Vertreibungen zu erinnern und Vertreibung für immer zu ächten“. Zudem enthielt der Vertrag ein Bekenntnis „zur gesellschaftlichen wie historischen Aufarbeitung von Zwangsmigration, Flucht und Vertreibung“.

Statt sichtbare Zeichen gegen Krieg zu setzen wird aber in der Stiftung seit ihrer Gründung eher Krieg geführt. Zunächst ging es

um die Posten im Stiftungsrat. Die katholischen Vertriebenenverbände gingen leer aus, der BdV musste Erika Steinbach überzeugen zu verzichten, weil weder das Auswärtige Amt noch SPD und FDP sie aufgrund von Bedenken aus Polen akzeptiert hatten. Ein sichtbar schlechter Start war das und es ging so weiter. 2010 wurde ein wissenschaftlicher Beraterkreis berufen (15 Personen), der zwar bis 2012 ein Konzept für das Zentrum entwickelte, sich danach aber selber zersetzte. Im Dezember 2014 wurde Manfred Kittel seiner Aufgaben als Direktor der Stif-

■ *Kulturstaatsministerin Prof. Monika Grütters und die Direktorin der Stiftung, Dr. Gundula Bavendamm, beim Richtfest.*



zung entbunden, weil er sich mit dem Beraterkreis überworfen hatte. Als Nachfolger stand Winfried Halder, der Leiter der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf bereit. Daraufhin jedoch kündigten fünf Mitglieder – unter anderem Krzysztof Ruchniewicz – ihre Mitarbeit im Wissenschaftlichen Beraterkreis ganz auf. Nach Halders Entscheidung, für den Posten nicht mehr zur Verfügung zu stehen, wurde die Historikerin und Museumsleiterin Gundula Bavendamm als neue Direktorin zur Wahl nominiert. Seit 1. April 2016 ist sie nun im Amt und hat schon angekündigt, das Museumskonzept zu verändern. Im 21. Jahrhundert müssten auch die Zusammenhänge zwischen dem NS-Regime und aktuelle Fluchtprobleme angesprochen werden. „Das ist eine Aufforderung, das Historische mit den Fragen zu verbinden, die uns heute beschäftigen.“ Ob der Bund der Vertriebenen da mitspielt, wenn nun das Leid und Schicksal der Schlesier, Sudetendeutschen und Danziger in einem Atemzug mit Syrern, Bosniern und Schwarzafrikanern im Kongo oder Ruanda genannt werden soll? Neuer Zoff ist also schon programmiert. Den zurückgetretenen Mitgliedern des Beraterkreises hätte die Konzeptänderung sicher gefallen, war es doch gerade die Richtung, die Deutschen als Opfer des II. Weltkrieges darzustellen, die zum Streit geführt hatte. Die polnischen Professoren gehören dem Gremium aber nun nicht mehr an und der nun berufene neue Beraterkreis hat deshalb nur noch 12 Mitglieder unter denen kein Pole ist. Nicht nur ein „sichtbar schlechtes Zeichen“ ist das, sondern hochgradig peinlich!

Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) erklärte als Stiftungsratsvorsitzende, sie bedauere das. Es sei aber trotz intensiver Bemühungen nicht gelungen, einen polnischen Vertreter zu gewinnen. Das liege „auch an den innenpolitischen Verhältnissen in Polen“. Immerhin gab sie aber auch zu, dass die Querelen der Vergangenheit und das traditionell angespannte Verhältnis zwischen dem Bund der Vertriebenen und Polen auch eine Rolle dafür spielen, dass man in Deutschland nun das Projekt ohne das Land plant, welches eigentlich im Mittelpunkt der Ausstellung stehen müsste. Ach ja: Bekannt wurde beim Richtfest der Baustelle am Deutschlandhaus im Oktober 2016 auch, dass das Projekt a) erheblich teurer wird als geplant und b) wesentlich später eröffnet werden kann, als angekündigt. Beides ist aber für ein großes Bauprojekt in Berlin nicht überraschend, mag man da anmerken.

Wolfgang Nitschke

Literatur



Vis-à-Vis Reiseführer Baltikum

Wenn man nicht mehr nur mit dem Finger auf einer Karte reisen will, und sich gründlich auf eine Reise nach Lettland, Estland oder Litauen vorbereiten möchte, ist der Reiseführer Baltikum des Verlags Dorling Kin-



dersley hilfreich. Bereits 2008 in englischer Sprache erschienen, wurde das Buch von den Kritikern hoch gelobt. Die überarbeitete Neuauflage 2016 gilt auch in den beschriebenen baltischen Ländern als eines der besten Werke für Reisende im Baltikum. Litauen, Lettland, Estland – landschaftlich sind die drei baltischen Staaten einander sehr ähnlich, aber im Detail doch verschieden. Die Geschichte jedes Landes wird geschildert, Flora und Fauna werden beschrieben und die wichtigsten Ereignisse eines jeden Jahres sind aufgelistet. Alle wichtigen Sehenswürdigkeiten wie die Pikk-Straße in Tallinn, das Schloss Rundale in Lettland, die

Kathedrale und Kirche St. Peter und Paul in Vilnius oder die Inselfestung Trakai in Litauen werden anhand von Aufrisszeichnungen, exakten Schnittzeichnungen, dreidimensionalen Grundrissen, Übersichtskarten und Stadtplänen ausführlich beschrieben. Die Orientierung vor Ort ist dadurch sehr erleichtert. Und: Mit dem Buch lässt sich auch eine kulinarische Reise machen – Erstmals bei einem Reiseführer gibt es ein Mini-Kochbuch mit typischen Gerichten der Region.

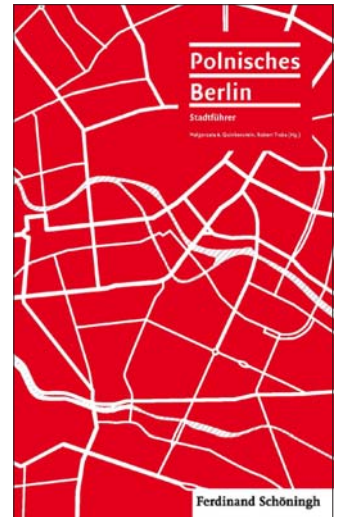
Vis-à-Vis Reiseführer Baltikum, Estland, Lettland & Litauen, Dorling Kindersley Verlag, Klappenbroschur, 416 Seiten, 22,00 Euro, ISBN 978-3-7342-0095-3.

Literarischer Reiseführer Oberschlesien

Oberschlesien ist – salopp gesagt – ein noch größerer deutsch-polnischer Gemischtwarenladen als die Region Danzig oder Westpreußen. Man kann dort in Polnisch Müllmen/Mionów geboren und im benachbarten Ort Deutsch Müllmen/Wierzych getauft worden sein. In beiden Dörfern stehen heute deutsch-polnische Ortstafeln. Diese zeugen von der wechselvollen Vergangenheit der Region und den vielgestaltigen kulturellen Einflüssen, die sich hier durchdringen und überlappen. Hier leben Menschen zusammen, die sich als Polen, Deutsche oder Oberschlesier fühlen. Und so gibt es auch mehrsprachige Literatur. Hier wurden Joseph von Eichendorff, Max Herrmann-Neiße oder Horst Bienek geboren. Auch Janosch (der mit dem Tiger und dem Bär) hat seiner Heimat ein belletristisches Denk-

Polnisches Berlin

Auch ein Reiseführer oder besser Stadtführer ist das Buch Polnisches Berlin. Der Leser soll und kann „ein anderes Berlin entdecken“. Die heute fast 100.000 Menschen umfassende polnischsprachige Gemeinschaft in Berlin trägt mit ihren Arbeitskräften, Unternehmern, Forscherinnen und Kulturschaffenden Einiges zur Lebendigkeit der deutschen Hauptstadt bei. Dennoch sind viele Spuren in der langen deutsch-polnischen Geschichte Berlins in Vergessenheit geraten. Dieses Buch bietet als alternativer Stadtführer Wege zu den Orten des einstigen und des heutigen polnischen Berlin: vom Reichstag, dem das Palais des Grafen Raczyński weichen musste, über die Wohnstätten des Kupferstechers Daniel Chodowiecki bis hin zu polnischen Restaurants, dem „Club der Polnischen Versager“ oder der deutsch-polnischen Buchhandlung „Buchbund“. Über 150 Berliner Orte stellen die Autorinnen und Autoren vor und regen auf informative und überraschende Weise an, die Stadt ab-



seits der üblichen touristischen Magnete selber neu kennenzulernen. Das Besondere an dem Buch ist auch, dass es durch ein Seminar am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin entstanden und durch Seminararbeiten von Studentinnen und Studenten begonnen wurde.

Polnisches Berlin, Stadtführer. Robert Traba, Małgorzata A. Quinkenstein (Hrsg.) Ferdinand Schöningh Verlag, 2016, 244 Seiten, Festeinband, 19,90 Euro, ISBN: 978-3-506-78512-1.

mal gesetzt, Tadeusz Różewicz lebte und schrieb hier eine Zeit lang, Jaromír Nohavica besang die Region und Kazimierz Kutzi hielt sie in einer Filmtrilogie fest. Angereichert durch Zitate und Texte all dieser Literaten werden die Themen Baukunst, Industrie, Grenze, Landschaft und Mystik behandelt und die Städte Neiße/Nysa, Gleiwitz/Gliwice, Myslowitz/Mysłowice, Lubowitz/Lubowice und St. Anaberg/Góra Świątej Anny

(kunst-)historisch und literarisch erkundet.

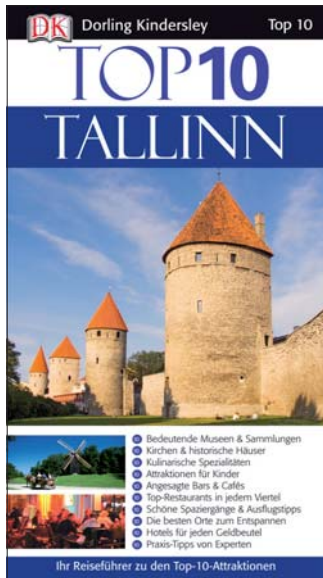
Literarischer Reiseführer Oberschlesien, Marcin Wiatr, mit zahlreichen Abbildungen, Kurzbiografien und zweisprachigen Karten, 424 S., Integralbroschur mit Lesebändchen. 19,80 Euro. ISBN 978-3-936168-71-6.

Top 10 Tallinn

Sollten Sie nur ein Wochenende oder einen Familienausflug nach Tallinn planen, der Top 10 Tallinn ist ein perfekter Begleiter für einen interessanten Aufenthalt in der estnischen Hauptstadt. Nicht nur die bedeutendsten Museen und Sammlungen der Stadt finden sich dort, sondern auch wirklich gute Tipps, wo Sie ein Restaurant finden, das Ihrem Portemonnaie entspricht. Wer ein konkretes Interesse – zum Beispiel an Kultur oder Attraktionen für Kinder – hat, dem helfen die themenorientierten Top 10-Listen dieses Buches sicher weiter. Von Museen über Restaurants und Spezialitäten bis zu Shoppingmöglichkeiten finden sich zahlreiche



detaillierte Hitparaden für die unterschiedlichen Bedürfnisse. Wer länger in der Stadt bleiben möchte, der findet die einzelnen Stadtviertel in diesem Buch übersichtlich und genau präsentiert. Dazu gehört auch eine Extrakarte zum Herausnehmen: Auf dieser laminierten Karte finden sich weitere 50 Vorschläge für einen perfekten Ferientag: von Romantische Orte über Kos-



tenlose Unternehmungen bis zu Historische Attraktionen.

Top 10 Tallinn, Jonathan Bousfield, Dorling Kindersley Verlag, 128 Seiten, über 250 farbige Fotos, 30 Karten und Stadtpläne, 9,95 Euro, ISBN 978-3-8310-2238-0.

Politische Jugend im Umbruch von 1988/89

„Ich fühlte, dass sich etwas ändert, so eine Atmosphäre des Wandels. Ein historisches oder politisches Bewusstsein besaß ich noch nicht, aber ich fühlte die Atmosphäre“. So beschreibt ein damaliger Jugendlicher aus Polen seine Gefühle während der Wende und auch DDR-Jugendliche geben in Kirstens Gerlands Buch an, dass sie gemerkt hatten, „dass da etwas bröckelt“. So richtig beteiligt waren die Jugendlichen aber am Umbruch in Osteuropa im heutigen Bewusstsein nicht. Die Geschichte der friedlichen Revolution von 1988/89 wird überwiegend aus der Perspektive der Älteren, der Führungsfiguren der ostdeutschen Bürgerbewegung oder der



Solidarność, erzählt. Doch es bildete sich in der DDR und in Polen auch eine „junge Opposition“, die Ende der 80er-Jahre einen politischen Wandel anstrebte und die sich von „den Alten“ abgrenzte. Es wurden eigene Gruppen aufgebaut und eigene Ziele formuliert. Die Studie vergleicht die politische Jugend aus einer doppelten Perspektive. Einerseits aus ihren Selbstbeschreibungen in den achtziger Jahren, andererseits im Nachhinein aus der sprichwörtlichen Warte: Hinterher ist man immer schlauer. Die Studie kommt letztlich zu dem Ergebnis, dass sich die jungen DDR-Bürger von 1989 in gewisser Weise um ihre Heimat betrogen fühlen. Mit der Wiedervereini-

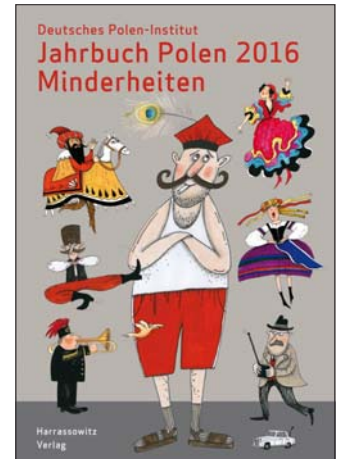
gung war ihr Streben nach Befreiung und die Suche nach Alternativen gegenstandslos geworden. In Polen hingegen spricht die „junge Opposition“ von damals von sich auch heute noch als „Generation des Umbruchs“ und hat ihren Traum von Unabhängigkeit und der Rückkehr nach Mitteleuropa erreicht.

Politische Jugend im Umbruch von 1988/89 – Generationelle Dynamik in der DDR und der Volksrepublik Polen, Kirsten Gerland, Reihe: Göttinger Studien zur Generationsforschung, Bd. 22, 432 S., Schutzumschlag, 39,90 Euro, ISBN: 978-3-8353-1849-6.

Jahrbuch Polen 2016 – Minderheiten

Das aktuelle Jahrbuch Polen 2016 Minderheiten setzt sich mit historischen wie gegenwärtigen Entwicklungen der in Polen ansässigen Minderheitengruppen, -strukturen und -identitäten auseinander. Hans-Jürgen Bömelburg beschwört in seinem Beitrag das Erbe der multikulturellen Adelsrepublik (Rzeczpospolita) und leitet daraus Handlungsempfehlungen für die gegenwärtige Flüchtlingspolitik Polens ab. Der Autor Jan Sowa überlegt, wie es ist, vom histori-

schen Erbe der Multikulturalität und – konfessionalität abgeschnitten zu sein, was den Polen nach 1945 zugemutet wurde. Und Lech Nijakowski erklärt die rechtliche Lage der Minderheiten aufgrund der Entwicklung der polnischen Gesetzgebung. Es folgen Beiträge, die verschiedene Minderheitengruppen in Polen charakterisieren bzw. die Lage der „polnischen Minderheit“ (Polonia) in den Nachbar-



staaten Polens beleuchten. Der Begriff Minderheit geht über den durch Staat organisierten Bereich der Ethnie und Nationalität hinaus. Davon zeugen weitere Texte, die sich u.a. mit der Geschichte freiheitlich gesinnter sozialer Bewegungen (Maciej Gdula) und der Minderheitenkunst in Warschau (Joanna Erbel) beschäftigen.

Das Besondere an dem Buch sind nicht nur interessante Beiträge und Interviews, sondern auch wieder der Umschlag und Bildergalerie, die dieses Mal Joanna Furgalińska besorgte.

Jahrbuch Polen 2016 Minderheiten, hrsg. vom Deutsches Polen-Institut Darmstadt, 200 Seiten, 11,90 Euro, ISBN 978-3-447-10557-6.

Polen – Mein Weg zur Freiheit

Wie Polen die DDR-Bürgerrechtler inspirierte – 13 Gespräche

Als Anfang der 1980er-Jahre in Polen die freie und unabhängige Gewerkschaft Solidarität/Solidarność entstand und rasch zur antikommunistischen Oppositionsbewegung wurde, gab es in der DDR allenfalls kleine, kaum miteinander vernetzte Gruppen

Alle Welt – Der Landkartenkalender 2017

Im *adalbertusforum* Nr. 48 wurde der große Atlas „Alle Welt“ der polnischen Autoren Aleksandra Mizieleńska und Daniel Mizieleński präsentiert. Dazu gibt es auch 2017 wieder einen Kalender. So kann man jeden Monat ein anderes Land nicht nur geografisch, sondern auch kulturell entdecken. Die aufwendige Illustration der Landkarten macht den Kalender zu einem echten Schmuckstück – und zudem ist er preisgekrönt, u.a. mit dem ITB Award für den besten Reisekalender. So kann man im Januar nach Südafrika oder im März in die Mongolei reisen, auch wenn nur „mit dem Finger auf dem Papier“.



Alle Welt – Der Landkartenkalender 2017, Du-Mont Kalenderverlag, Aleksandra Mizieleńska, Daniel Mizieleński, 58,4 x 48,5 cm, Spiralbindung, 25,00 Euro, ISBN: 978-3-8320-3560-0.

von Regimegegnern. Der Blick ins Nachbarland machte ostdeutschen Bürgerrechtler aber Mut und gab Hoffnung, weil der gesellschaftliche Widerstand dort



positive Folgen hatte, die Diktatur schwächte und die Freiheit erweiterte. Polen wurde Vorbild, wie bürgerrechtliche und oppositionelle Aktivitäten effektiv vorbereitet und durchgeführt

werden konnten. Diese Vorbildrolle Polens für die ostdeutsche Oppositionsbewegung wird in 13 Gesprächen, die Herausgeber Robert Żurek mit DDR-Bürgerrechtlern geführt hat herausgearbeitet. Leider gibt es in den Gesprächen aber auch viele Parallelen und identische Einschätzungen, weshalb das Buch etwas zäh zu lesen ist. Es ist aber hochaktuell, weil es zeigt, dass Zivilcourage, gesellschaftliche Solidarität und Verantwortungsbewusstsein Erfolg haben können.

Polen – Mein Weg zur Freiheit, Wie Polen die DDR-Bürgerrechtler inspirierte – 13 Gespräche, Robert Żurek, herausgegeben vom Institut für Nationales Gedenken, Warschau, in Kooperation mit der Stiftung „Polnisch-Deutsche Aussöhnung“, Warschau und dem Museum der Geschichte Polens, Warschau. Deutscher Vertrieb: fibre Verlag, 272 S. und 32 S. Abb., 24,00 Euro, ISBN 978-3-944870-41-0.

Die Deutschen und die Polen

Geschichte einer Nachbarschaft

Mancher Leser des *adalbertusforum* wird die Sendereihe „Die Deutschen und die Polen“ in 3Sat oder im ZDF, im November 2016 gesehen haben. Auch im polnischen Privatsender TVN wurden die Filme gezeigt. Das Begleitbuch zur Sendereihe dokumentiert die gemeinsame Geschichte und 1000 Jahre Nachbarschaft mit allen Aspekten, Höhen und Tiefen: Die familiären Verflechtungen der Königshäuser, die Arbeitsmigration zu preußischen Zeiten, die schrecklichen Ereignisse des Zweiten

Weltkrieges, den Kniefall des Kanzlers Willy Brandt, die oberschlesischen Fußballspieler, Filme, Kunst und Musik. Heute sind Polen und Deutschland gemeinsam Mitglieder der Europäischen Union und immer mehr Menschen aus Polen ziehen nach Deutschland. Die Vergangenheit jedoch gerät in Vergessenheit. Das Buch will deshalb Schlaglichter des Beziehungsgeflechtes in Erinnerung rufen und liefert auch Zeittafeln, Bilder und eine umfangreiche Literaturliste. Auch wenn es als „Buch zur Fernsehserie“ sicher mehr den „deutsch-polnischen Laien“ als Zielgruppe hat, hat das Buch doch das Zeug zu einem Standardwerk über Deutsche und Polen zu werden.

Die Deutschen und die Polen. Geschichte einer Nachbarschaft, Dieter Bingen, Hans-Jürgen Bömelburg, Andrzej Klamt, Peter Oliver Loew (Hrsg.), Theiss-Verlag, 192 S., zahlreiche Abb. u. Karten, 19,95 Euro, ISBN: 978-3-8062-3295-0.

Zu dem Buch und den Filmen gibt es auch eine Webseite: <http://deutsche-polen.eu>



Mein Polen – meine Polen

Zugänge und Sichtweisen

Einen ähnlichen Ansatz wie „Die Deutschen und die Polen“ hat auch das Buch *Mein Polen – meine Polen*. Auch dies Werk entstand im Deutschen Polen-Institut und erklärt anhand persönlicher Aufsätze vieler prominenter Autoren Zugänge und Sichtweisen zu unseren Nachbarn. Die Autorenliste liest sich wie das „Who is Who“ der deutschen Freunde Polens. Politiker, Journalisten, Wissenschaftler und Künstler beschreiben in den Aufsätzen ihren individuellen Zugang zu dem Land und den Menschen hinter der Oder-Neiße-Linie. Das Buch ist sozusagen der Spiegel der Anthologie *Moje Niemcy – moi Niemcy, Mein Deutschland – meine Deutschen, Polnische Rückbesinnungen*, welche 2009 in Posen erschienen war. Der Herausgeber dieser polnischen Sammlung Prof. Hubert Orłowski hat auch für das deutsche Buch ein Geleitwort verfasst. *Mein Polen – meine Polen* enthält 44 subjektive Reflexionen über Polen, persönliche Beziehungen zu dortigen Partnern und Freunden oder auch Gedanken zu den deutsch-polnischen Beziehungen im Allgemeinen. Von Wolf Biermann über Norbert Lammert, Gesine Schwan und Rita Süßmuth führt der Weg zu einem Schlusswort des früheren deutschen Außenministers Hans-Dietrich Genscher, der hier kurz vor seinem Tod eines seiner letzten schriftlichen Zeugnisse abgelegt hat. **Mein Polen – meine Polen. Zugänge und Sichtweisen, Dieter Bingen, Marek Habub, Matthias Weber (Hrsg.), Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Insti-**

tuts Darmstadt 34, Harrassowitz Verlag Wiesbaden 2016. 29,00 Euro. ISBN 978-3-447-10593-4, E-Book: ISBN 978-3-447-19502-7.

Polnisch-Deutsch

Visuelles Wörterbuch

Seit über zehn Jahren gibt es die so genannten visuellen Wörterbücher. Einfaches Prinzip: Zu jeder Vokabel gibt es ein Bild, denn es ist bewiesen, dass man sich etwas, was man gesehen hat, besser merken kann, als wenn man es nur liest. Die mehr als 20 Sprachführer von Arabisch bis Türkisch sind in verschiedene Bereiche des alltäglichen Lebens gegliedert. Haushalt, Sport, Verkehr, Einkaufen, Gemüse oder auch Besuch beim Zahnarzt. Nun werden die Wörterbücher noch einmal neu aufgelegt, denn noch besser als mit Bildern und Grafiken lernt der Mensch, wenn er die Vokabeln auch noch hört. Erschienen ist beispielsweise das Visuelle Wör-



terbuch *Polnisch-Deutsch* mit Audio App für Smartphone (IOS oder Android). Die App steht den Nutzern nach dem Download überall zur Verfügung – auch ohne Internetverbindung. Wenn man nun die Seite „Gemüse“ lernen will kann man die Vokabeln gleich mit der App abhören und auch die richtige Aussprache hören. Das Wörterbuch ist mit nun über 15.000 Wörtern und Redewendungen ein kompetenter Begleiter für Reise, Beruf und zum Nachschlagen zu Hause. Auch andere Sprachen sind inzwischen als App verfügbar.

Visuelles Wörterbuch Polnisch-Deutsch mit Audio-App – Jedes Wort gesprochen, Dorling Kindersley Verlag. 392 Seiten, Broschur mit über 1.600 Farbfotografien & Illustrationen, 9,95 Euro, ISBN 978-3-8310-2977-8.

Könnten Sie Deutsche(r) werden?

Das Quizspiel mit Lerneffekt zum deutschen Einbürgerungstest

Ich hätte es geschafft Deutscher zu werden und Alicja auch. Andere Mitspieler hatten da schon Schwierigkeiten bei unserem Probespiel, denn der Einbürgerungstest in Deutschland hat es in sich. Wissen Sie, wann und warum es Schöffen gibt? Wie hieß der erste Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland? Was versteht man unter dem Recht der Freizügigkeit? Und was bedeutet der Begriff „europäische Integration“? Zu jeder Frage gibt es 4 Antwortmöglichkeiten, von denen eine richtig ist. Im Gegensatz zur Fernsehshow gibt es keine Joker und

auch keine Million. Dafür aber unter Umständen eine deutsche Staatsangehörigkeit. Der Fragenkatalog des deutschen Einbürgerungstests umfasst 310 Fragen, davon 300 bundeseinheitliche und 10 jeweils landesbezogene. Auch die sind aber im Grunde identisch. Nur ist die Antwort zum Beispiel bei der Frage nach den Farben der Landesflagge halt unterschiedlich. In Bayern ist sie weiß-blau, in Sachsen-Anhalt gelb-schwarz. Und die Frage nach der Landeshauptstadt darf man im Saarland nicht mit Potsdam beantworten. Um die deutsche Staatsbürgerschaft zu



erhalten, müssen Ausländer im Test mindestens 17 von 33 vorgegebenen Fragen richtig beantworten. Zum Trainieren gibt es für Deutsche und solche, die es werden wollen nun das Brettspiel – im Prinzip eines klassischen Quizspiels. Man würfelt, zieht vor und je nachdem welches Feld

man erreicht gibt es eine Frage, man muss aussetzen oder eine Karte abgeben, bekommt einen Bonus oder darf noch einmal würfeln. Wer seine Frage richtig beantwortet, darf die Karte behalten. Wie im richtigen Test hat man dann mit 17 richtigen Antworten gewonnen. Ein kurzweiliger Spielspaß, der übrigens auch bei der Integration hilfreich ist, denn Brettspiele sind auch etwas, was Flüchtlinge oft erst in Deutschland kennenlernen.

Könnten Sie Deutsche(r) werden? Hueber Verlag, 300 Quizkarten, 1 Spielbrett, 6 Spielfiguren, 1 Würfel, 1 Broschüre mit Spielanleitung und den wichtigsten Zahlen, Daten und Fakten zu Deutschland, Broschüre mit allen 160 länderspezifischen Fragen, 24,99 Euro, ISBN 978-3-19-549586-8.

**Alicja Kędzierska
Wolfgang Nitschke**

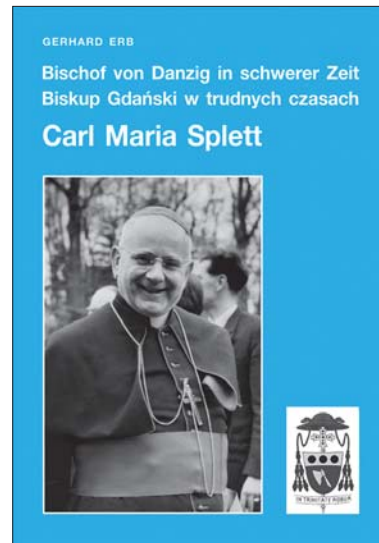
GERHARD ERB

„Bischof von Danzig in schwerer Zeit“

schildert das Leben und Wirken des zweiten Danziger Bischofs Dr. Carl Maria Splett. Als 40-Jähriger übernahm er in dem politisch vom Nationalsozialismus bestimmten Freistaat Danzig diese brisante Aufgabe zwischen der deutschen und der polnischen Nation. Die Schwierigkeiten, dieses Bischofsamt in der NS-Zeit und zudem – ab 1939 – auch als Administrator der Diözese Kulm ein zweites Bistum zu führen, stellt die Broschüre in konzentriertem historischem Überblick dar. Ebenso werden die Umstände des vom polnischen Staat 1945/46 gegen Splett geführten Schauprozesses, der vorangegangenen Inhaftierung und der sich bis 1956 anschließenden unmenschlichen Einzelhaft geschildert.

Abschließend sind drei Kapitel den Themen des bischöflichen Wirkens zwischen 1957 und 1964 in der Bundesrepublik Deutschland – besonders in Düsseldorf, wo der Bischof

in der St.-Lambertus-Kirche auch begraben wurde – der Wahrnehmung bischöflicher Funktionen für die vertriebenen Danziger Katholiken und seiner Konzilsteilnahme 1963 sowie der offenen Frage einer nötigen Rehabilitierung Spletts durch den polnischen Staat gewidmet. Die komplett zweisprachig gestaltete Broschüre soll kompakt informieren und eine bemerkenswerte Persönlichkeit des deutschen kirchlichen Lebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorstellen, die im Grenzland zwischen Deutschen und Polen



in politisch brisanten Zeiten wirkte. Bisher unveröffentlichte Bilder und Dokumente aus dem Archiv des Adalbertus-Werkes e. V. illustrieren den Text.

■ **Gerhard Erb: Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett.** Herausgeber: Adalbertus-Werk e. V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken. Verlag Wilczek, 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). ISBN-13: 978-3-00-019324-8, 2006, 92 Seiten, cellophaniert, 2-sprachig deutsch/polnisch, mit zum Teil bisher unveröffentlichten Fotos und Dokumenten.

- **Bestellungen bitte**
- per Post:** Verlag Wilczek,
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
- per Fax:** (02 11) 15 30 77
- per E-Mail:** wilczek.verlag@t-online.de

BESTELLSCHHEIN

Hiermit bestelle/n ich/wir _____ Expl. „Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett“ zum Preis von 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). Ich/Wir verpflichte/n mich/uns die Zahlung unmittelbar nach Rechnungserhalt vorzunehmen.

Name, Vorname

Straße, PLZ, Ort

Datum, Unterschrift



■ *Erste Begegnung in Neuss, 1957: Neben dem Bischof Jugendseelsorger Gerhard Hoppe (l.) und der 1. Sprecher der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend Jochen Behnke (r.).*

„Unser Bischof ist bei uns“

Vor 60 Jahren kam Bischof Carl Maria Splett in die Bundesrepublik Deutschland

„Vergessen wir nicht unseren Bischof. Beten wir weiter um seine baldige Heimkehr in unsere Mitte“. Diesen Satz konnte man in den ersten Jahren oft im Heimatbrief der Danziger Katholiken lesen. Und wenn man es aus der heutigen Perspektive – mehr als 60 Jahre später – betrachtet, so war der Wunsch nach Heimkehr und Freiheit für Bischof Carl Maria Splett mindestens genauso unrealistisch, wie die Wahrscheinlichkeit einer schnellen deutschen Wiedervereinigung. Das kommunistische Regime in Polen führte einen Kirchenkampf und Bischof Splett war nur ein Opfer von Vielen in der Ära Bolesław Bierut. Selbst der polnische Primas Stefan Kardinal Wyszyński wurde interniert, mehrere Bischöfe verhaftet, die Autonomie der kirchlichen Organisation war quasi nicht mehr vorhanden. Bieruts Tod sorgte dann aber 1956 für eine Abkehr vom Stalinismus – Polen folgte dem Beispiel Moskaus. Die Regierung Władysław Gomułka lockerte die staatlichen Repressalien gegen die Kirche und so erhielt Primas Wyszyński seine Freiheit zurück. Der Primas forderte sofort die Freilassung aller inhaftierten Priester und Bischöfe und explizit auch die des Danziger Bischofs Carl Maria Splett und seine Wiedereinsetzung in Danzig. Das allerdings war dann doch zu optimistisch: die Kommunisten gaben dem Bischof zwar die Freiheit, seine Diözese Danzig durfte er jedoch nicht mehr betreten. Splett selber berichtete 1957, dass er nach seiner Entlassung am 17.12.1956 zur Erledigung der Ausreiseformalitäten nach Warschau gefahren ist. Und weiter:

„Da sich meine Abreise von Warszawa bei Erledigung der Dokumente verzögerte, hatte ich noch die Möglichkeit, Seiner Eminenz Kardinal Wyszyński meine Aufwartung zu

machen... Er hat mich sehr, sehr herzlich empfangen und mir versichert, daß er weder von seiten des Klerus noch von seiten des Volkes irgend etwas Nachteiliges über mein Verhalten zur polnischen Bevölkerung gehört habe... Der vom Hl. Stuhl für den Bischofsstuhl von Danzig ernannte Coadjutor hat mir am letzten Tag vor meiner Abreise einen Brief durch Boten übersandt... In der Zeit meines Aufenthaltes von paar Tagen in der Diözese Culm, kurz vor meiner Ausreise aus Polen, haben mich noch viele Priester trotz der Weihnachtsfeiertage besucht, um mir ihre Verbundenheit zu mir zum Ausdruck zu bringen und mir zu danken für die Hilfe, die ich ihnen während der Kriegsjahre habe zuteil werden lassen“.

Im ersten Heimatbrief des Jahres 1957 war dann zu lesen:

„Nach Intervention des polnischen Episkopates wurde ihm endlich der Paß ausgehändigt und der Bischof konnte nun endlich die langersehnte Fahrt nach dem Westen – in die Freiheit – antreten. Er machte die Reise mit dem fahrplanmäßigen Zug Warschau – Köln – Paris. In den Abendstunden des 27. Dezember traf der Bischof glücklich in Neuß/Rhein ein. Schnell verbreitete sich die Kunde von der Ankunft des Bischofs, und es ist nur zu verständlich, daß unsere Landsleute in zahllosen Schreiben ihrem Bischof wie einem nach langer Trennung heimgekehrten Vater ihren Willkommgruß entboten. Den Dank gegen Gott für das letzte große Geschenk des scheidenden Jahres 1956 nahmen wir alle hinein in das Te Deum der Jahresandacht: Großer Gott, wir loben Dich...“

(Anmerkung der Redaktion: In anderen Berichten und Büchern wird der 29.12.1956 als Tag der Ankunft des Bischofs genannt.)

Nicht nur unter den Danziger Katholiken hatte sich die Nachricht der Ankunft des Bischofs wie ein Lauffeuer herum gesprochen. Die Kirchenzeitung Köln informierte bereits am 6.1.1957 offiziell darüber, dass der Danziger Bischof im Erzbistum eingetroffen war. Weggefährten, Gläubige, Interessierte aus Westdeutschland – von allen Seiten wurde der Bischof nun bedrängt. Bereits am Neujahrstag 1957 hatte er sich zwar mit Franz-Josef Wothe und Vertretern des Danziger Klerus getroffen, offiziell empfing Splett aber zunächst Niemand. Er müsse sich von den Strapazen der Gefangenschaft und der Reise erholen, hieß es. Im Heimatbrief war dann aber der wahre Grund zu lesen: „Der Bischof wünscht nicht, daß aus seiner Rückkehr in die Freiheit jetzt eine öffentliche Sensation auf politischem Hintergrund gemacht wird. Er kennt die schwere Lage, in der sich die Kirche in Polen auch heute noch befindet, und möchte alles vermeiden, was die Kommunisten zum Kampf gegen die Kirche mißbrauchen könnten“.

Trotzdem nahm Splett schnell seine Arbeit als Oberhirte der vertriebenen Danziger auf, richtete Hirtenworte und Rundschreiben an „seine Diözesanen“, an Priester und Gläubige. Im März 1957 besuchte er Papst Pius XII. in Rom, der ihn als Danziger Bischof im Amt beließ und Splett offiziell mit der Seelsorge an den vertriebenen Danziger Katholiken in der Bundesrepublik beauftragte. Bischof Splett gründete – für die damalige Kirche wegweisend – bereits 1958 mit dem „Danziger Bistumsrat“ ein Gremium aus Priestern und Laien, welches die Arbeit koordinieren sollte, er kümmerte sich um Danziger Vereine und Verbände, um die Danziger Katholische Jugend und den Priester Nachwuchs. 1960 wurde schließlich, mit seiner ausdrücklichen Unterstützung, das Adalbertus-Werk e.V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken gegründet.

Wie viele Termine, Gottesdienste, Vesper-



■ *Münster 1957, in Gruppen kamen die Gläubigen um ihren Oberhirten zu begrüßen.*

andachten, Vorträge, Begegnungen und Konferenzen, mit und für die Danziger, Bischof Splett in seiner – doch recht kurzen – Amtszeit als „Hirte in der Vertreibung“ wahrgenommen hat, hat Niemand gezählt. Er hat aber sicher keine 38,5 Stundenwochen gehabt. Hinzu kam dann noch sein Wirken in



■ **Bischof Carl Maria Splett auf Firmreise in Krefeld, St. Liebfrauen, Mai 1961. Dahinter Dechant Heinrich Münch.**

der Erzdiözese Köln und in den Diözesen Aachen und Münster. Firmungen, Dekanatsvisitationen und Kirchweihen gehörten zum Alltag des Bischofs aus dem Osten, der sich auch am Rhein wachsender Beliebtheit erfreute. Höhepunkt seines Lebens in Westdeutschland war dann unzweifelhaft das 25-jährige Bischofsjubiläum, das in Düsseldorf vom 23. bis 25. August 1963 mit dem „Danziger Katholikentag“ gefeiert wurde.

Bischof Carl Maria Splett war aber in diesen Jahren in Düsseldorf, gegen seine ausdrückliche Befürchtung, der polnischen Kirche schaden zu können, zum Politikum gewor-

■ **Polnischer Pass von Splett für die Ausreise.**



den. Viele Repräsentanten bis hin zum Bundespräsidenten sahen in ihm ein Mahnmal wider den Kommunismus und ein Symbol für deutsche Ansprüche gegenüber Polen. Splett bekam das große Bundesverdienstkreuz überreicht und seine Biographie mit stalinistischem Schauprozess, Zuchthaus und Verbannung, diene als Beispiel für das Böse des Kommunismus. Gleichzeitig wurde der „Bekennerbischof“ zum positiven Träger der Erinnerung an die Heimat.

Sein plötzlicher Tod am 5. März 1964 verstärkte diese Aspekte noch. Zum Requiem kamen über 3.000 Menschen, der Nuntius und der Kölner Erzbischof Kardinal Frings waren angereist, fünf weitere Bischöfe beteten am Sarg, die Politik schickte Minister und Ministerpräsidenten und die Straßen in Düsseldorf waren von Tausenden gesäumt, als sein Sarg von St. Peter nach St. Lambertus überführt wurde.

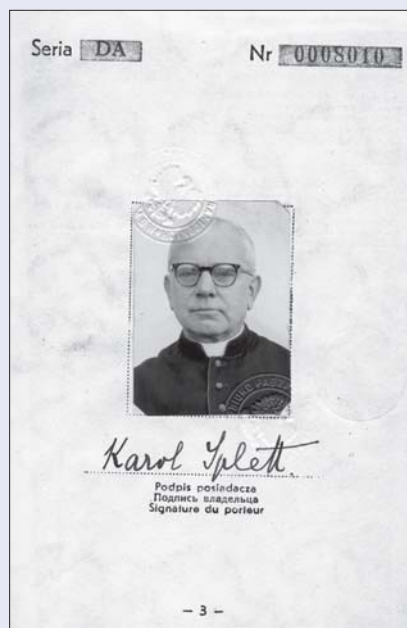
Man darf bezweifeln, dass dem Bischof diese ihm zugeschriebene politische Rolle gefallen hat. Splett setzte sich von Anfang an für die Versöhnung der beiden Nachbarn Polen und Deutschland ein. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils traf er mehrfach mit polnischen Bischöfen zusammen, auch mit seinem Koadjutor und späteren Nachfolger Edmund Nowicki. Seit der Wende 1989 hat sich auch das öffentliche Bild des deutschen Bischofs von Danzig in Polen gewandelt. In der Kathedrale von Oliva hängt nun eine Gedenktafel, im Diözesanmuseum steht sein Andenken in einer Reihe mit allen anderen Bischöfen und Weihbischöfen des Bistums. Während sein Andenken in Polen und besonders in Danzig wächst, verblasst es in Deutschland immer mehr. In Düsseldorf gibt es zwar die Carl-Maria-Splett-Straße – da hat die Rheinmetropole der Weichselstadt noch etwas voraus – in Düsseldorf wird aber kaum mehr wahrgenommen, dass der letzte Deutsche Bischof von Danzig hier wirkte. Sein Grab ist in der St.-Lambertus-



■ **Bischof Splett bei einem Vortrag im Rittersaal der Jugendburg Gemen.**

Basilika am Rhein und daran sollte man auch nicht rütteln, denn der Bischof teilt so das Schicksal Hunderttausender seiner Diözesanen, die auch weit weg von der Heimat bestattet wurden. Gerhard Erb schreibt in seinem Buch Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Biskup Gdański w trudnych czasach: „Das Bischofsgrab sollte an dieser Stelle als Mahnmal bleiben – auch für kommende Generationen – und zum Nachdenken und verantwortlichem Handeln anregen. Man soll die Geschichte nicht schönen, sondern sie so lassen, wie sie sich ereignet hat. Dann bleiben Narben. Aber Narben zeigen an, dass Wunden verheilt sind, und Narben mahnen uns, keine neuen Wunden zu schlagen“.

Wolfgang Nitschke





■ Ministerpräsidentin Hannelore Kraft bei der Verleihung des Staatspreises NRW an Christel und Rupert Neudeck (posthum) am 21. 9. 2016 in Düsseldorf.

In uns allen steckt ein Flüchtling

Zum Gedenken an Rupert Neudeck

Was will man schreiben über einen Mann, über den – spätestens nach seinem unerwarteten Tod am 31. Mai 2016 – Alles gesagt und geschrieben wurde? Natürlich galt auch bei ihm, dass man über Tote nur Gutes sagt und schreibt. Aber über ihn ist ja auch zu Lebzeiten schon nur Gutes gesagt und geschrieben worden. Selbst diejenigen, gegen deren politische Meinung er offen in Opposition trat, haben ihn für sein Engagement und seine Menschlichkeit gelobt. „Kriminelle und illegale Aktivitäten“ für Flüchtlinge – so nennt er es in seinem letzten Buch selber – wurden vom Staat mehr oder weniger klaglos hingenommen und nicht einmal die Propagandamaschine der Rechtspopulisten hat ihn öffentlich angegriffen, obwohl er Muslime und Afrikaner, Asiaten und Araber ins Land holte. Man konnte seinen Lebenslauf Anfang Juni in hunderten Sendungen hören und ebenso vielen Veröffentlichungen lesen, man findet ihn im Internet auch heute noch dutzende Male. Es gibt Artikel, Features, Hintergrundberichte über das „Schiff für Vietnam“, die Grünhelme, Syrien oder Ruanda. Wo war Rupert nicht, wenn es Naturkatastrophen, Krieg oder menschliche Tragödien gab? Wie kann man das leisten und noch Bücher schreiben oder intelligente Reden halten? Eigentlich gibt es nichts, was nicht geschrieben oder gesagt wurde und so bleibt mir nur zu schreiben: *Danke Rupert, danke für alles, was Du in Deinem Leben geleistet hast, was Du uns an Lebensweisheiten ins Stammbuch schriebst. Vielleicht auch: Danke, dass Du Danziger warst und uns im Adalbertus-Werk e.V. immer für so wichtig genommen hast, dass wir „auf*

der Durchreise zwischen den Krisenherden der Welt“ Platz in Deinem Leben hatten.

Natürlich ist es Theorie – aber Rupert hätte wohl nicht beim 60. und beim 65. Gemen-treffen jeweils den Festvortrag gehalten, wenn er in Troisdorf – seinem letzten Wohnort bei Bonn – geboren worden wäre. Und Rupert hätte vielleicht auch 1979 nicht die Cap Anamur losgeschickt, um vietnamesische Flüchtlinge (sog. „boat people“) aus dem Südchinesischen Meer zu fischen, wenn er nicht selber Flüchtling gewesen wäre. 2006 in Gemen hat er uns seine Beziehung und Deutung zu Schiffen erklärt. Ein Schiff, das sich ihm als Bild aus der Kindheit eingeprägt habe, sei die Gustloff im Januar 1945. Die Familie sei zu spät gekommen und habe

■ **Rupert Neudeck gehörte zu den Menschen, die sich immer „aufmachten“ um dort zu helfen, wo Not und Hunger, Krieg oder Leid herrschen. Hier sieht man ihn bei einem seiner Einsätze in Syrien.**



nicht mehr mitfahren können: „Das zu spät gekommen sein für die Gustloff als große, schöne Gnade zu erleben, die Gnade des Zuspätgekommenen. Manchmal wird der gerettet, der zu spät kommt.“ Und weiter: „Die Cap Anamur und die Tatsache, das 11.488 Menschen, Vietnamesen, Bootsflüchtlinge, Abgerissene, die schon mit ihrem Leben abgeschlossen hatten, sich auf diesem Schiff retten konnten, hat mit Danzig zu tun, hat mit meiner Kindheitserfahrung zu tun. Und dass es dann, 1979, schon eine deutsche Bundesrepublik als demokratische Gesellschaft gab und dass das eine menschliche Gesellschaft war, die gerne helfen wollte.“ Er fuhr damals fort, nicht der Staat sei dabei das Entscheidende, denn der schicke keine Schiffe aus, um Menschen zu retten, aber eine freie Gesellschaft mit vielen Menschen guten Willens sei dazu in der Lage.

Es wäre interessant zu erfahren, wie Rupert diese „freie Gesellschaft“ am Ende des Jahres 2016 bewertet. Ein gewählter US-Präsident, der Mauern gegen Flüchtlinge bauen will, ein deutscher Staat, der mit Diktatoren fragwürdige Verträge schließt und weiter schließen will, um Flüchtlinge abzuhalten, nach Europa zu kommen und eine „freie Gesellschaft“, die zu 10 % links und fast 20 % rechts so genannte Demokratische Parteien wählt, die zwei deutschen Staaten nachtrauern, die es gottlob nicht mehr gibt. Wahrscheinlich hätte Rupert Neudeck aber auch die Linken und die Rechten, die schlechten Politiker, die Diktatoren, Populisten oder korrupten Wirtschaftsbosse gerettet, wenn sie in einer existenzbedrohenden Lage gewesen wären, weil er Christ war und immer zuerst den Menschen gesehen hat. Rupert hat nie gefragt, welche Hautfarbe, Religion oder Bildung, welche Nationalität, welches Geschlecht oder welche Vergangenheit ein notleidender Mensch hatte. Und er hat immer wieder an das erinnert, was der deutsch-polnische Vordenker Karl Dedecius einst sagte, „dass im Kriege nicht nach Recht und Unrecht, schon gar nicht nach Gerechtigkeit gefragt wird. Die Unschuldigen trifft es genauso wie die Schuldigen. Am Ende verlieren die Sieger wie die Besiegten.“

Rupert Neudeck hat 1969 in Gemen einen Vortrag zum Thema „Die Gewalt der Ge-

waltlosen“ gehalten und er hat dies Thema auch gelebt. Er war ein Vorbild, wollte das aber – so denke ich – gar nicht sein, denn sein Anspruch war nicht, Menschen zu belehren. Er hat schlicht versucht das zu leben, was seiner Meinung nach zu tiefst menschlich ist und bleibt. Und das gelingt nur Wenigen. Dafür wurde ihm von Vielen Respekt gezollt und er hat auch Preise erhalten, die hier aufzuzählen den Rahmen sprengen würde. Der letzte Preis, der Rupert verliehen



■ „In Fremden meine Geschwister erkennen“ war Thema des Festvortrages von Rupert Neudeck zum 65. Gementreffen am 31. Juli 2011. ■ Rupert Neudeck im Gespräch mit Bischof em. Hubert Luthe († 4. Februar 2014) beim 60. Gementreffen.

wurde, war nach seinem Tode der Staatspreis Nordrhein-Westfalen. Die höchste Auszeichnung des Landes, in dem er und seine Familie sich niedergelassen hatten. Und nicht nur, weil mit dem Preis das Ehepaar Neudeck ausgezeichnet wurde, ist es wichtig und notwendig Christel Neudeck zu erwähnen. Ohne sie hätte er wohl gar nicht Menschen gefischt und wäre nicht immer schon vor Ort gewesen, als andere noch überlegten ob und wie sie vielleicht helfen könnten. Ministerpräsidentin Hannelore Kraft brachte dies in der Laudatio beim Festakt am 21. 9. 2016 in Düsseldorf mit treffenden Worten zum Ausdruck. Christel Neudeck habe von Deutschland aus die strategischen Entscheidungen für die internationalen Hilfseinsätze getroffen, wichtige Kontakte geknüpft und gehalten, den Einsatz von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern koordiniert und Konzepte entwickelt. „Christel Neudeck hatte in all den Jahren die Fäden in der Hand, sie war Organisatorin und viel gesuchte Ansprechpartnerin. Ihr ist es auch ganz wesentlich zu verdanken, dass selbst internationale Hilfe mit minimaler Bürokratie möglich wurde“.

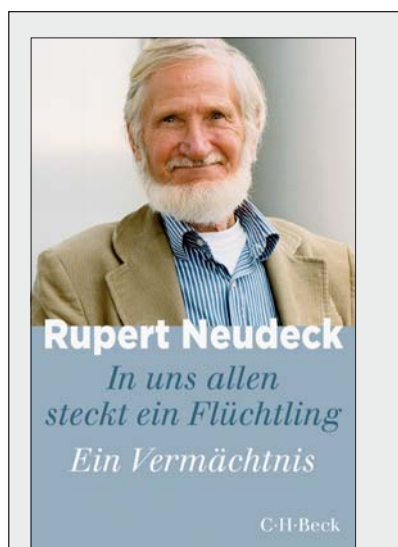
Was uns bleibt ist die Hoffnung, dass der Samen, den Rupert in seinem Handeln gesät hat, weiter reife Frucht trägt. Das internationale und religionsübergreifende Friedenskorps „Grünhelme e.V.“, welches durch Christel und Rupert Neudeck 2003 gemeinsam mit Aiman Mazyek, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Muslime gegründet wurde, hat nach dem Tod des Gründers nicht aufgegeben. Projekte gibt und gab es unter anderem in Afghanistan, Pakistan, Palästina, Mauretanien, Burkina Faso, Kenia, Ruanda, der Demokratischen Republik Kongo, in Nepal und auf den Philippinen. Was uns noch bleibt, ist die Lektüre seines Vermächtnisses, denn kurz nach seinem Tod ist Ru-

perts letztes Buch erschienen. „In uns allen steckt ein Flüchtling“. Er schreibt über seine eigene Flucht aus Danzig und beschreibt, was es heißt auf der Flucht zu sein. Die Telefonate mit Heinrich Böll werden geschildert und die Zeit der Gründung von CapAnamur. Er erzählt von denen, die schon unterwegs sind, sowie von denen, die noch kommen werden. Er zeigt uns auf, wie EU-Recht zwischen „richtigen“ und „falschen“ Flüchtlingen unterscheidet und wie Fremde



kriminalisiert werden. Aber Rupert Neudeck verteidigt Deutschlands offene Flüchtlingspolitik und er macht Vorschläge, wie Integration gelingen kann. Der Verlag hat Recht, wenn er das Buch „eine beeindruckende Bilanz dieses Lebens für Flüchtlinge und eine inspirierende Lektüre für alle, die nicht wegschauen, wenn andere in Not sind“ nennt.

Wir im Adalbertus-Werk e.V., können froh sein, dass wir in Rupert immer einen Botschafter hatten, der sich dort einsetzte, wo Menschen ähnliche Schicksale erleben mussten, wie unsere Mütter und Väter, Großmütter und Großväter. **Wolfgang Nitschke**



In uns allen steckt ein Flüchtling – Ein Vermächtnis, Rupert Neudeck, C.H. Beck, 176 Seiten mit 10 Abbildungen, Klappenbroschur, 14,95 Euro, E-Book 11,99 Euro, ISBN 978-3-406-69920-7.

Zum Gedenken

■ Kurz nach Erscheinen des *adalbertusforum* Nr. 49/50 erreichte uns über Schwester Irene Mühlhoff die Nachricht, dass **Helga Pohl** heimgerufen wurde. Helga Pohl, geb. Pflugmacher wurde am 5.1.1922 in Danzig geboren und verstarb bereits am 8.12.2015 in Laatzen.

■ Zu seinem 90. Geburtstag am 9. Mai 2015 konnten wir ihm im *adalbertusforum* Nr. 49/50 noch gratulieren. Am 18.12.2015 verstarb **Gregor Müller** dann zu Hause in Ahaus, wo er seit der Vertreibung lebte. Nicht nur im Adalbertus-Werk e.V. war Gregor Müller als Gast von Begegnungen und Treffen aktiv. Gregor war Autor mehrerer Publikationen und er war Lokalpolitiker, 10 Jahre Ratsmitglied in Ahaus, persönliches Mitglied in zahlreichen Ausschüssen und Gremien. Seine Bürgernähe und sein Einsatz für die „neue Heimat“ wurden in Ahaus besonders geschätzt. Auch unsere Arbeit im Adalbertus-Werk e.V. hat Gregor kritisch und konstruktiv bereichert. Letztmals konnten wir ihn 2014 beim Wortgottesdienst in Gemen begrüßen.

■ **Bernhard Semrau** gehörte zu denen, die bei den ersten Gementreffen Ende der 40er-Jahre noch nicht dabei waren. Am 3.2.1940 geboren kam er altersbedingt erst in den 50ern zur Danziger Katholischen Jugend. Am 5. April 2016 ist Bernhard Semrau seiner langen, schweren Krankheit erlegen. Wir haben beim Oliv'schen Sonntag in Düsseldorf seiner gedacht.

■ Einer der ersten und treuesten Teilnehmer unserer Treffen und Begegnungen aus Gdingen/Gdynia war **Richard Król**. Geboren am 15.4.1929 im polnischen Korridor konnte er 1945 in Gdingen bleiben und engagierte sich nach der Wende in der deutschen Minderheit. Richard war bis ins hohe Alter Gast zahlreicher Tagungen, Seminare und Begegnungen verschiedener Organisationen der deutsch-polnischen Verständigung. Am 6.4.2016 hat Gott ihn zu sich gerufen.

■ Jeder der in der katholischen Vertriebenenarbeit je tätig war kennt den Namen **Herbert Gröger**. Geboren am 12. November 1928 in Cosel/Oberschlesien war er eine bekannte Persönlichkeit der schlesischen Vertriebenen, die schon beim Aufbau der Arbeit in den 50er-Jahren beteiligt war. Gröger war langjähriges Mitglied des Pastoralrates der Breslauer Katholiken, stellvertretender Vorsitzender des Heimatwerkes Schlesischer Katholiken e.V., Mitglied des katholischen Flüchtlingsrates in Deutschland und engagierte sich in der Diözese Münster in der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen. Für seine Verdienste um Kirche und Gesellschaft wurden ihm das Bundesverdienstkreuz am Bande und der Päpstliche Silvesterorden verliehen. Am 31. August 2016 ist Herbert Gröger verstorben.

R.I.P.

wn

Glückwünsche

■ Ihren 95. Geburtstag feierte im Kreise ihrer Familie **Ursula Grimm**, geb. Freyer. Sie wurde am 20.02.1921 in Schöneberg, Kreis Danziger Werder, als erstes von sieben Kindern geboren. Aufgewachsen ist Ursula in der Lehrerwohnung der Katholischen Schule von Kladau, Kreis Danziger Höhe. Die Familie Helena und Alfred Freyer musste im Jahr 1938 nach Danzig-Langfuhr umziehen, um einem linientreuen Lehrer Platz zu machen. Nach dem Abitur in der Marienschule der Ursulinen



im Jahr 1939 studierte sie Lehramt in Lauenburg/Pommern. Als Lehrerin wirkte sie in Thorn, Schöneck und in Danzig. Durch Vermittlung von Dr. Franz Josef Wothe, der Pfarrer in der Herz-Jesu-Gemeinde war, konnte sie Ende Februar 1945 mit einem Zug für Rot-Kreuz-Helfer aus Danzig ausreisen. Ursula Grimm hat in Hindelang/Oberallgäu Aufnahme und Schutz gefunden, wo der Bruder ihres Vaters, Franz Freyer, schon länger wohnte. In Hindelang erlebte sie das Kriegsende. Ihren Lehrerberuf übte sie in Wertach, Hindelang und zuletzt fünf Jahre lang in Fischen aus. Im Sommer 1950 lernte sie Walter Grimm kennen, der seinen Urlaub im Allgäu verbrachte. Das Paar heiratete im Jahr 1952 in Dorsten/Westfalen, wo sich ihre Eltern Helene und Alfred Freyer niedergelassen hatten. Seither wohnt Ursula Grimm in Schramberg/Schwarzwald, der Heimatstadt ihres Mannes. Drei Kinder wurden ihnen geschenkt. Ursula Grimm ist stolz auf ihre zwölf Enkelkinder und auf vier Urenkel. Sie wohnt bis heute allein in ihrem Haus inmitten einer guten Nachbarschaft und in der Nähe ihres jüngsten Sohnes Johannes. Schramberg sei zwar ihr Zuhause, aber ihre Heimat sei ganz klar Danzig, meint Ursula.

um Pommern, und der Ehrenbürgerwürde in Gdynia, Reda, Sopot und Wejherwo, trug Gołowski auch den „Orden des Weißen Adlers“ (Order Orła Białego), das höchste Ehrenzeichen der Dritten Republik Polen. Kurz vor seinem Tod wurde er 2016 dann auch Ehrenbürger von Gdańsk/Danzig.

Vielen von uns ist der Erzbischof sicher noch durch die Weihe der Kirche St. Dorothea von Montau im Jahr 2007 in Erinnerung. Zunächst streitbar, weil er die Kirche nicht weihen wollte, solange er dabei durch den Dreck und nicht auf befestigten Wegen gehen konnte. Dann als Gesprächspartner und Prediger der Versöhnung, die – auch seiner Aussage nach – gerade in diesem Kirchbau deutlich wird. Gdańsk/Danzig hat mit dem Tod des Bischofs Tadeusz Gołowski eine große Persönlichkeit verloren. **wn/kna**



Reformer, Wegweiser und Symbolfigur des Dialogs

Zum Gedenken an Erzbischof Tadeusz Gołowski

Die Anteilnahme und Bestürzung in Polen und besonders in Danzig war groß, als sich am 3. Mai 2016 die Nachricht vom Tod des emeritierten Erzbischofs Tadeusz Gołowski verbreitete. Um 17:45 Uhr läuteten in der Diözese alle Glocken im Gedenken an den Mann, der von 1984 bis 2008 Hausherr in der Kathedrale von Oliva war. Gołowski wurde am 16. September 1931 geboren und wuchs auf dem elterlichen Bauernhof auf. 1949 trat er der Kongregation der Lazaristen bei und legte 1951 die endgültigen Ordensgelübde ab. Von 1951 bis 1956 studierte er Philosophie und Katholische Theologie in Krakau und empfing 1956 die Priesterweihe. Es folgten ein Studium des Kirchenrechts und die Promotion sowie Lehrtätigkeiten in Krakau und am Priesterseminar in Danzig. Zweimal war er Rektor der Schule

und es war keine Überraschung, dass Papst Johannes Paul II. ihn 1983 zum Weihbischof in Danzig ernannte. Am 31. Dezember 1984 berief ihn der Papst dann zum Bischof von Danzig als Nachfolger des verstorbenen Lech Kaczmarek. Mit der Neustrukturierung der polnischen Diözesen im März 1992 und der damit verbundenen Erhebung des Bistums Danzig zum Erzbistum wurde Tadeusz Gołowski zum ersten Erzbischof von Danzig und damit auch zum ersten Metropoliten der neu geschaffenen Kirchenprovinz. Besonders gewürdigt wurden bereits zu Lebzeiten seine Rolle als Förderer der Gewerkschaft Solidarność und sein Wirken am sog. „Runden Tisch“ 1989. Nicht nur dort hat er sich den Ruf einer „Symbolfigur des Dialogs“ erarbeitet. Im polnischen Episkopat galt er als liberaler Reformator und Vermittler.

Konflikten ging er deshalb aber nicht aus dem Weg. Trotz vieler Proteste ging der Bischof entschieden gegen die antisemitischen Predigten von Henryk Jankowski vor und setzte ihn 2004 als Propst der Danziger Brigitten-Kirche ab. Auch galt Gołowski als Kritiker des nationalkonservativen Radiosenders Radio Maryja.

Obwohl seine Positionen also nicht immer populär waren, ist er mit vielen Auszeichnungen geehrt worden. Neben der Adalbert-Medaille der Stadt Danzig, dem Ehrenpreis für Verdienste



■ Ebenfalls 95 Jahre alt wurde am 17.6.2016 **Hubert Hollmann**. Hubert gehörte zu den ersten Gästen aus der deutschen Minderheit Gdingen, die Anfang der 90er-Jahre nach Gemen kamen und war danach regelmäßiger Gast der Treffen. Auch in Danzig war er bei den Studientagungen und Begegnungen dabei. Unvergessen bleibt auch seine Teilnahme als Zeitzeuge und Gesprächspartner an der Jugendbegegnung der Adalbertus-Jugend 2003.

■ Glückwünsche zum 85sten gehen an **Edgar Lipscher**, der am 1.12.1931 geboren wurde. Edgar gehörte früh zu den Mitgliedern der Danziger Katholischen Jugend und war auch im Adalbertus-Werk seit der Gründung aktiv. Seit einigen Jahren war Edgar jedoch durch Krankheit nicht mehr bei Veranstaltungen des Werkes dabei, er verbringt aber, so es möglich ist, immer noch Zeit in der alten Heimat am Ostseestrand.

■ Ebenfalls 85 wurden: am 1.1.2016 Pfarrer **Johannes Klafke**, dessen Wirken für das Adalbertus-Werk bereits im vergangenen *adalbertusforum* anlässlich seines 60. Priesterjubiläums ausführlich gewürdigt wurde; am 7.1.2016 **Łucja Skrzypczak**, am 15.7.2016 **Roman Grabowski** und am 8.8.2016 **Helena Babicka**, die alle drei zu den Teilnehmern zahlreicher Treffen in Danzig/Gdańsk gehören und auch in Gemen keine „Unbekannten“ waren. Und ein letzter Glückwunsch zum 85. Geburtstag geht an Dipl.-Ing. **Otfried Gardemin**, der am 18.6.1931 geboren wurde.

■ Auch die 80er sollen hier zahlreich gefeiert werden. **Werner Regenbrecht**, der immer wieder in Gemen und Danzig Teil unserer Gemeinschaft war, feierte am 31.10.2016, **Paul Tucholski**, unser Kameramann, hat sicher auch einen Film von seinem Geburtstag am 30.11.2016 „im Kasten“ und **Elżbieta Komendecka-Rokicka** erblickte am 19.12.1936 das Licht der Welt. Sie war als Übersetzerin, Fremdenführerin und „treue Seele“ immer wieder für das Adalbertus-Werk aktiv.

■ Auch in Hallein bei Salzburg knallten am 16.2.2016 die Korken zum achzigsten Geburtstag. **Helga Derow** ist eine echte „Beutedanzigerin“. Sie kam über ihren Mann Winfried zum Adalbertus-Werk e.V. und auch zum Bund der Danziger, war in Gemen und in München aktiv an der Arbeit beteiligt und hat – nach dem Tod ihres Mannes – die Arbeit der Fotografin übernommen und ist dem Werk treu geblieben. Heute wohnt sie in Österreich, pflegt aber immer noch den Kontakt zu vielen Danzigern. Helga ist eine gute Freundin geblieben, die genau wie Winfried Herzlichkeit verschenkt.



■ 75 Jahre jung wurde am 6.2.2016 **Adam Szynaka**. Adam war in den letzten 25 Jahren immer wieder Teilnehmer der Treffen

und Begegnungen, zuletzt in Gdynia im Frühjahr 2016 und in Litauen 2015. Glückwünsche gehen auch an seine Frau **Danuta Szynaka**, die am 2.10.1946 geboren wurde und den runden 70. Geburtstag feierte.

■ Zwei Feste gab es auch im Hause Tucholski. **Teresa Tucholski**, die Frau unseres Kameramannes Paul hatte am 11.6.2016 ebenfalls 75. Geburtstag. Teresa war bei zahlreichen Treffen und Tagungen in Gemen und Danzig/Gdańsk, aber auch bei Regionaltreffen immer ein gerne gesehener Gast.

■ Dem „Club der 70er“ ist **Monika Wilczek** beigetreten. Am 17.10.1946 in Düsseldorf geboren ist sie durch die Arbeit zum Adalbertus-Werk e.V. gekommen. Ohne sie



und ihren Mann Willi gäbe es das *adalbertusforum* und zahlreiche andere Drucksachen, Programme und Veröffentlichungen des Adalbertus-Werk e.V. nicht. Satzservice, Fotobearbeitung, Versandservice werden im Hause Wilczek erledigt. Dafür an dieser Stelle neben den Glückwünschen auch herzlichen Dank.

■ Noch nicht in Rente aber nun auch schon 65 Jahre alt ist seit dem 9. April 2016 unser geistlicher Begleiter Pfarrer **Paul Magino**. Paul war in seiner Funktion als BDKJ-Präsident Anfang der 90er-Jahre als Referent in Gemen und ist dem Verein einige Jahre später aus Interesse an der deutsch-polnischen Arbeit beigetreten. Seit dem 50. Gementreffen ist Paul Magino geistlicher Beirat des Adalbertus-Werk e.V. und hat sich auch als Moderator und Referent eigenen Namen gemacht.

■ Am 6.6.1956 in Duisburg geboren und nun 60 Jahre alt geworden ist der ehemalige Kassierer des Adalbertus-Werk e.V. **Ulrich Wobbe**. Ulrich stammt aus einer Danziger Familie und war als Kind einige Male in Gemen. Durch den Umzug nach Frankfurt kamen Wobbes dann viele Jahre nicht mehr zu den Gementreffen. Erst die Teilnahme an einer Studientagung in Danzig weckte Anfang der 90er-Jahre erneut das Interesse an der Heimat seiner Eltern. Als Kind und Jugendliche fast immer dabei war hingegen **Ingrid Henseler** geb. Gollmann. Sie feierte den 60. Geburtstag am 29.10.2016 ebenso wie ihr Zwillingbruder Martin. Ingrid war lange Jahre im Kinderprogramm der Gementreffen aktiv und gehörte dem Arbeitskreis an.

■ Mit einem Fünzfziger beschließen wir die Glückwünsche. Professor **Ainars Dimants** feierte am 6.5.2016 in Riga das halbe Jahrhundert. Nach einem Besuch in Gemen 2003 ist er immer treuer Leser des *adalbertusforum* geblieben. 2013 konnten wir ihn als Hauptreferent zum Thema „Die Rolle des Baltikums im geeinten Europa“ wieder in unserem Kreis begrüßen und interessante Diskussionen führen.

Allen Jubilarinnen und Jubilaren wünschen wir Glück, Gesundheit und Gottes Segen.

Wolfgang Nitschke

Kann Spuren von Heimat enthalten

So lautet der Titel einer Ausstellung, die noch bis zum 31. März 2017 im Haus des Deutschen Ostens in München zu sehen ist. Es geht einerseits um die Wiedergründung von Firmen und die Herstellung altbekannter Produkte, mit denen die Vertriebenen versuchten, ihre eigene Identität zu erhalten und sich die Eingewöhnung in der neuen Heimat zu erleichtern. Andererseits geht es um Essen und Trinken, Familienrezepte oder nach alten Vorlagen wieder hergestellte Kücheneinrichtung. Egal ob die Menschen nach 1945 als Flüchtlinge und Vertriebene oder im Laufe der folgenden Jahrzehnte als (Spät)aussiedler nach Deutschland kamen – das Essen aus der Heimat ist immer wichtig für die Erinnerung. Über die Jahrhunderte entwickelten die deutschen Bewohner in jedem Land und jeder Region eigene Rezepte für Speisen und Getränke. Urtypisch und bis heute beliebt sind z.B. Königsberger Klopse, Königsberger Marzipan, Süßspeisen mit Mohn oder Streusel aus Schlesien, böhmische Knödel und Mehlspeisen oder die süßen Bienenkörbe und Damenkaprizen. Und wer nicht weiß, was das ist muss zur Ausstellung gehen.

Bürojobs statt Industrie

Glaubt man der angesehenen Neuen Züricher Zeitung (NZZ), vollzieht sich in Danzig/Gdańsk momentan ein gewaltiger Strukturwandel. Die Metropole werde immer mehr zur „Outsourcing-Stadt“. Der amerikanische Chiphersteller Intel betreibt sein weltweit drittgrößtes Forschungs- und Entwicklungszentrum in Danzig. Deutsche Konzerne wie ThyssenKrupp oder Bayer, Schweizer Banken und zahlreiche Firmen aus Skandinavien und den USA verlagern Teile ihres Rechnungswesens, ihrer Personalverwaltung oder ihrer IT-Dienste nach Osteuropa. Auch Danzig ist vor einigen Jahren auf den Zug aufgesprungen. „Die traditionsreiche nordpolnische Hafenstadt gilt als der am stärksten aufstrebende Outsourcing-Standort in Polen“ schreibt die NZZ weiter. Mittlerweile sei man mit gut 20.000 Angestellten in der Branche die Nummer vier in Polen nach Krakau, Breslau und Warschau. Was dem einen oder anderen Büroangestellten in Deutschland oder auch in ganz Westeuropa Sorgen um seinen Arbeitsplatz bereitet, freut die Verantwortlichen im Rathaus an der Ostsee. Die Outsourcing-Branche bringe junge und qualifizierte Menschen nach Danzig, die anspruchsvollen Tätigkeiten nachgingen und über gute Perspektiven verfügten, heißt es. Und das macht sich natürlich auch in der Stadtkasse bemerkbar: Die Einnahmen aus Einkommensteuer steigen und auch die Grundsteuern sprudeln dank dem boomenden Bau von Bürohäusern.

Veranstaltungen

Erstes Quartal 2017. Vormittagsveranstaltung von 10.30 bis 13.00 Uhr, im Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf, Bismarckstraße 90.

Carl Maria Splett – der Bischof von Danzig im Rheinland 1956 bis 1964

Referat und Zeitzeugendiskussion.



Oliv'scher Sonntag am 11. Juni 2017

- 14.00 Uhr Orgelmeditation
14.30 Uhr Danziger Vesperandacht
St.-Lambertus-Kirche,
Stiftsplatz 7, 40213 Düsseldorf
15.30 Uhr Begegnungstreffen bei Kaffee
und Kuchen (Selbstkostenpreis,
Ort noch offen)



Impressum

Herausgeber:

Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend
Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf

Redaktion:

Alicja Kędzierska, Wolfgang Nitschke
(V.i.S.d.P.)

Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktionsanschrift:

Wolfgang Nitschke
Von-Itter-Platz 8, 47798 Krefeld
Tel. 02151/4114-165, Fax 02151/4114-169
E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de
Internet: www.adalbertuswerk.de

Gestaltung und Herstellung:

MediaService Wilczek GmbH
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77
E-Mail: wilczek.gmbh@t-online.de

Fotos: Ackerman-Gemeinde, Adalbertus-Jugend, Archiv, Auswärtiges Amt, A. Brede, Collegium Polonicum, Diözesanarchiv Münster, DPI, N. Einstein, D. Eßer, Fotolia, P. Güttler, U. Hahnkamp, E&O Here, Kaschubisches Institut/W. Wójcik, A. Kędzierska, Land NRW/R. Sondermann, D. Linkowski, P. Magino, V. Nitschke-Wobbe, W. Nitschke, B. Ohotska, B. Ordowski, Privat, T. Schmidt, StMAS/A. Götter, J. Uklejewski, Wikipedia/Wikimedia, D. Wiśniewski.

Bezugspreis: Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Von Nichtmitgliedern wird eine Spende erbeten.

Bankverbindung: Postbank Essen
IBAN: DE33 3601 0043 0151 9664 35
BIC: PBNKDEFFXXX

ISSN 1862-1627

Pasjonat Kaszub – ein leidenschaftlicher Kaschube

Prof. Józef Borzyszkowski zum 70. Geburtstag

„Pasjonat Kaszub“ so ist einer der Artikel im „Sztambuch przyjacielski“ überschrieben. In diesem Werk haben über 70 Wegbegleiter – auch das Adalbertus-Werk – dem Jubilar sprichwörtlich „etwas ins Stammbuch“ geschrieben. Die Tatsache, dass seine Freunde, Kollegen und seine Familie über ihn und sein Leben geschrieben hätten, wertete Józef Borzyszkowski als „Anerkennung seines Lebenswerkes“ und er betonte, das Buch habe für ihn „unschätzbaren Wert“.

Genauso bunt wie die Liste der „Sztambuch-Autoren“ war auch die Gästeliste der Gala im Altstädtischen Rathaus/Ratusz Staromiejski. Die Sekretärin war ebenso erschienen wie der Bürgermeister, Professoren und kirchliche Würdenträger. Und da



mation „Solid Blue“ – ein außergewöhnlicher musikalischer Genuss, verarbeitet die Gruppe doch kaschubische Volksmusik im Jazzsound.

Illustriert wurde die gesamte Veranstaltung durch Fotos aus allen Lebens- und Schaffensbereichen von Józef Borzyszkowski, die auf eine Großleinwand kommentarlos projiziert wurden. So fand dann auch fast jeder Besucher sich oder seine Organisation irgendwann in den Bildern wieder. Wir sahen Józef Borzyszkowski, wie er in Gemen das kaschubische Alphabet vorträgt, oder als Referent und Führer der Exkursionen der Studententagen in Danzig.

Seine Vita wurde ausführlich im *adalbertusforum* Nr. 36 zu seinem 60sten Geburtstag beschrieben, weshalb wir hier nicht noch einmal die Stationen aufzählen, sondern nur noch Sto lat und Gottes Segen wünschen. Józef Borzyszkowski kann – so denke ich – sicher sein, dass er als „Pasjonat Kaszub – leidenschaftlicher Kaschube“ mit seinen profunden Kenntnissen über die Geschichte, das Leben und Werk aller kaschubischen Dichter und Denker, seiner Art zu debattieren, dem kaschubischen Alphabet und allen seinen Fähigkeiten die Herzen aller Teilnehmer der Tagungen in Gemen und Danzig erobert hat.

Wolfgang Nitschke



der runde Geburtstag am 6. Februar auch noch auf einen Samstag fiel, konnte sogar am Festtag selber gefeiert werden.

Als der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war, standen immer noch Besucher im Treppenhaus. Neben kaschubischem Gesang mit Klavierbegleitung und den Lieblingsliedern des Jubilars, gab es zahlreiche Redebeiträge und Würdigungen seines Schaffens und seiner Werke. Prominentester Redner war Danzigs Stadtpräsident Paweł Adamowicz. Beendet wurde der Festakt mit einem Konzert der Jazz-For-

■ *Blick ins Auditorium beim Festakt im Altstädtischen Rathaus. Vorne rechts Miłostawa Borzyszkowska-Szewczyk und Ehemann Andrzej.*



■ Im Jahr 2017 veranstalten Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend wieder eine Studientagung in Polen. Eingeladen sind natürlich nicht nur die Mitglieder unseres Werkes. Es wäre schön, wenn wir alle Freunde und Bekannte, Nachbarn, Mitglieder anderer Verbände und Vereine für die Teilnahme an der Studientagung begeistern und Interesse an der deutsch-polnischen Arbeit wecken könnten. Voranmeldungen oder auch bereits verbindliche Zusagen werden ab sofort entgegen genommen: Wolfgang Nitschke, Von-Itter-Platz 8, 47798 Krefeld, Tel. 02151/4114 165, Fax 02151/4114 169, E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de. Je früher die Namen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer feststehen, umso einfacher ist die Buchung der Unterkunft.

■ Stowarzyszenie Św. Wojciecha/Adalbertus-Werk e.V. organizuje w 2017r. kolejną wizytę studyjną w Polsce. Zapraszamy członków stowarzyszenia, ale również Państwa/Waszych przyjaciół, znajomych, sąsiadów, czy członków innych stowarzyszeń i wszystkich zainteresowanych. Zgłoszenia przyjmuje Wolfgang Nitschke, Von-Itter-Platz 8, 47798 Krefeld, tel: 049 2151/4114 165, fax: 049 2151/4114 169, e-mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de. Im wcześniej będziemy znać nazwiska uczestników, tym łatwiejsza rezerwacja miejsc noclegowych.

Menschen – Minderheiten – Migranten

Ludzie – Mniejszości – Migranci

Deutsch-Polnische Studientagung vom
29. Juli bis 6. August 2017 in Allenstein/Olsztyn und Danzig/Gdańsk

Polsko-niemieckie spotkanie studyjne
29 lipiec – 8 sierpnia 2017, Olsztyn/Gdańsk

Veranstaltet von:

Adalbertus-Werk e.V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken
Stowarzyszenie św. Wojciecha – Towarzystwo Oświatowe Gdańskich Katolików

Projektpartner:

Fundacja BORUSSIA Olsztyn / Stiftung und Kulturgemeinschaft Borussia Allenstein

Programmplanung / Plan spotkania:

Samstag, 29. Juli 2017 / Sobota

Individuelle Anreise der Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Allenstein/Olsztyn oder Danzig/Gdańsk. / *Indywidualny przyjazd uczestników do Olsztyna lub Gdańska.*

ca. 15:30 Uhr Treffpunkt in Danzig/Gdańsk und Bustransfer nach Allenstein/Olsztyn. / *Zbiórka w Gdańsku i transfer autobusowy do Olsztyna.*

ab 15:00 Uhr „Check In“ im Hotel Villa Pallas in Olsztyn (angefragt)

Abend: Begrüßung und Einführung, Organisatorisches, Programm, Kennenlernen. / *Check-in w hotelu Villa Pallas w Olsztynie. Powitanie, wprowadzenie, sprawy organizacyjne, zapoznanie się uczestników.*

Sonntag, 30. Juli 2017 / Niedziela

Vormittag: Gottesdienst in der Kathedrale St. Jacob, Allenstein. Anmeldung und Abrechnung. / *Msza św. w katedrze p.w. Św. Jakuba. Rejestracja uczestników i rozliczenie.*

anschl. individuelle Stadterkundung. / *indywidualne zwiedzanie miasta.*

Nachmittag: Allenstein die multikulturelle Stadt. Stadtrundgang auf polnischen, deutschen, ukrainischen,

weißrussischen und jüdischen Spuren. / *Olsztyn miastem wielokulturowym. Spacer śladami niemieckimi, ukraińskimi, białoruskimi, żydowskimi.*

Abend: Präsentation und Diskussion: Arbeit und Geschichte der Kulturstiftung Borussia. / *Prezentacja Fundacji Borussia.*

Montag, 31. Juli 2017 / Poniedziałek

Vormittag: Bevölkerungswechsel 1945 in Ermland und Masuren. Präsentation und Diskussion. / *Wymiana ludności w 1945r. na Warmii i Mazurach.*

anschl. Zeitzeugengespräch „Bevölkerungswechsel in Ermland und Masuren“. / *Rozmowa ze świadkami historii.*

Nachmittag: Treffen mit Vertretern der Stadt zum Thema Minderheiten, Flüchtlinge, Ausländische Studenten und/oder Firmenvertreter und deren Integration. / *Spotkanie z przedstawicielami władz miasta, rozmowa na temat mniejszości, uchodźców, zagranicznych studentów/pracowników firm i ich integracji.*

Abend: Treffen mit Vertretern der Minderheiten (Deutsche, Weißrussen, Lemken, Litauer, Ukrainer) bei der deutschen Minderheit. / *Spotkanie z przedstawicielami mniejszości (niemieckiej, białoruskiej, litewskiej, łemkowskiej, ukraińskiej).* →

Dienstag, 01. August 2017 / Wtorek

- Vormittag: Treffen und Diskussion mit ausländischen Jugendlichen/Studenten. Zukunft und Perspektiven junger Menschen in Allenstein. / *Spotkanie z młodzieżą z zagranicy. Przyszłość i perspektywy młodych osób mieszkających w Olsztynie.*
- Nachmittag: Medien für die Minderheiten. Die „Allensteiner Welle“ und das Radioprogramm der Ukrainischen Minderheit. / *Allensteiner Welle i program w języku ukraińskim jako przykład mediów dla mniejszości.*
- Abend: Literarischer Abend: Migrationen, Flucht, Vertreibung in Gedichten und Prosa junger Autoren. Lesung und Diskussion. / *Wieczór literacki. Migracja, ucieczka, wypędzenie w wierszach i prozie młodych autorów.*

Mittwoch, 02. August 2017 / Środa

- Vormittag: Abfahrt des Busses nach Danzig/Gdańsk. Unterwegs Besichtigung in Braunsberg und des Frauenburger Domes. / *Wyjazd do Gdańska, po drodze zwiedzanie Braniewa i katedry we Fromborku.*
- Nachmittag: Zeit zur Begegnung in Kleingruppen. / *Czas na spotkanie w małych grupach.*
- Abend: Konzert

Donnerstag, 03. August 2017 / Czwartek

- Ganztägig: Fahrt nach Gdynia, Besuch und Führung im Museum der polnischen Emigration. / *Zwiedzanie Muzeum Emigracji w Gdyni.*
- Abend: Auswertung der Exkursion zum Museum. / *Ewaluacja wycieczki do muzeum.*
- anschl. Zeit zur Begegnung in Kleingruppen. / *Czas na spotkanie w małych grupach.*



■ Ratusz in Allenstein. / Ratusz w Olsztynie.

Freitag, 04. August 2017 / Piątek

- Vormittag: Diskussion mit polnischen Auswanderern und Spätaussiedlern. / *Dyskusja z polskimi emigrantami i przesiedleńcami.*
- Nachmittag: Treffen mit Ausländerbeauftragten oder Ausländerbeirat der Stadt Danzig. Diskussion. / *Spotkanie z gdańską Radą Imigrantów.*
- Abend: Zeit zur Begegnung in Kleingruppen. / *Czas na spotkanie w małych grupach.*

Samstag, 05. August 2017 / Sobota

- Vormittag: Ausländerfeindlichkeit in Deutschland und Polen. Rechtsruck in Europa? Diskussionsforum Vertreter der Stadt Danzig, deutschen und polnischen Politikern und Journalisten. / *Wrogość wobec obcokrajowców w Polsce i Niemczech. Dyskusja z przedstawicielami władz Gdańska, niemieckimi i polskimi politykami i dziennikarzami.*
- Nachmittag: Flüchtlinge in Polen? Treffen mit Flüchtlingen, die in Polen aufgenommen wurden. / *Uchodźcy w Polsce? Spotkanie z uchodźcami przyjętymi przez Polskę.*
- 18:00 Uhr Abschlussgottesdienst und Abschiedsfest mit der Kirchengemeinde St. Dorothea von Montau in Danzig Nenkau. / *Msza św. w kościele p.w. Błogostawionej Doroty z Mątów, Gdańsk Jasień.*

Sonntag, 06. August 2017 / Niedziela

- Vormittag: Evaluation der Tagung. / *Ewaluacja spotkania.*
Abreise / *wyjazd*

■ Der genaue Teilnehmerbeitrag steht noch nicht fest. Wir planen mit etwa 350 Euro für deutsche Teilnehmer im Doppelzimmer und 600 Złoty für Teilnehmer aus Osteuropa im Doppelzimmer. Einzelzimmer kosten Zuschlag. Jugendliche in Ausbildung erhalten eine Ermäßigung – Preis ca. 220 Euro bzw. 450 Złoty.

■ Konkrete Kosten des Teilnehmerbeitrages sind noch nicht bekannt. Wir planen mit 350 Euro für Teilnehmer aus Deutschland und 600 Złoty für Teilnehmer aus Osteuropa. Ein Einzelzimmer kostet einen Zuschlag. Jugendliche in Ausbildung erhalten eine Ermäßigung – Preis ca. 220 Euro bzw. 450 Złoty.

■ Für deutsche Teilnehmer ist bei Vorlage der Fahrkarte ein Zuschuss zu den Reisekosten angestrebt.

■ Es erfolgt keine Verrechnung von einzelnen Mahlzeiten.
■ Nie rozliczamy pojedynczych posiłków.

■ Mit der Anmeldung ist 50 % des Teilnehmerbeitrages als Sicherheit für etwaige Stornogebühren zu entrichten.

Konto: Adalbertus-Werk e.V.,
IBAN: DE33 3601 0043 0151 9664 35, BIC: PBNKDEFFXXX
Eine Ermäßigung des Tagungspreises ist in begründeten Fällen nach vertraulicher Rücksprache möglich.

■ W momencie zgłoszenia prosimy o uiszczenie 50 % kosztów udziału w spotkaniu. Jest to związane z ponoszonym przez nas ewentualnych opłat storno.

Konto: Adalbertus-Werk e.V.,
IBAN: DE33 3601 0043 0151 9664 35, BIC: PBNKDEFFXXX
W wyjątkowych przypadkach jesteśmy gotowi na udzielenie zniżki na koszty udziału w spotkaniu.

Liebe Mitglieder von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend, verehrte Freunde und Förderer unserer Bildungsarbeit und Mitarbeiter bei den Veranstaltungen!

Drodzy członkowie Stowarzyszenia Św. Wojciecha, szanowni Przyjaciele, Mecenasi naszej pracy oświatowej i Współpracownicy naszych spotkań i sympozjów!

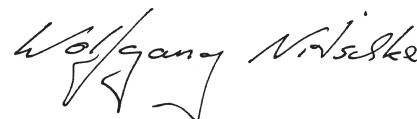
Nun ist auch dieses Jahr wieder fast zu Ende. Einige von Euch/Ihnen haben sich untereinander und mit uns 2016 getroffen: Beim Oliv'schen Sonntag am Grab von Bischof Splett hatten wir uns versammelt, wir hatten in Gdingen eine Begegnung und einen Studientag in Düsseldorf. Im kommenden Jahr wird es dann wieder eine Studientagung in Danzig und Allenstein geben und auch in Düsseldorf ist ein Treffen zum Gedenken an Bischof Splett geplant. Wir hoffen viele von Euch/Ihnen bei der Studientagung in Danzig oder auch anderswo zu treffen und wollen den Dialog mit allen Menschen weiterführen, denen die deutsch-polnischen Themen am Herzen liegen.

Ihnen und Euch wünschen wir gesegnete Weihnachten und alles Gute für das Jahr 2017. Verbunden sei dieser Weihnachtsgruß auch mit dem Dank, an alle, die im Jahr 2016 unsere Arbeit begleitet haben.

Kolejny rok zbliża się ku końcowi. Niektórzy z Państwa/Was spotkali się w 2016 r. we własnym gronie, inni z nami. Zebrałiśmy się przy grobie Biskupa Spletta, spotkaliśmy się w Gdyni i podczas sympozjum w Düsseldorfie. W przyszłym roku planujemy znowu sympozjum w Gdańsku i Olsztynie oraz spotkanie by wspomnieć Biskupa Spletta. Mamy nadzieję, że znowu wielu z Państwa/Was zobaczymy czy to w

Gdańsku czy w innym miejscu i dalej będziemy pracować nad dialogiem międzyludzkim, wspólnie z tymi, dla których tematy polsko-niemieckie są ważne. Życzymy błogosławionych świąt Bożego Narodzenia oraz wszystkiego dobrego w 2017r. W załączeniu do życzeń dziękuję również wszystkim, którzy wspierali naszą pracę w 2016r.

Adalbertus-Werk e.V.
Stowarzyszenie Św. Wojciecha



Wolfgang Nitschke
Vorsitzender/Przewodniczący

Das kaschubische Weihnachtslied

VON WERNER BERGENGRUEN

WEISE: FRANZ MOTZER



Wärst du, Kindchen, im Kaschuben-lande,



wärst du, Kindchen, doch bei uns ge-bo-ren! Sieh, du hättest



nicht auf Heu ge-le-gen, wärst auf Daunen weich ge-better vor-den.

Nimmer wärst du in den Stall gekommen, dicht am Ofen stünde warm dein Bettchen,
der Herr Pfarrer käme selbst gelaufen, dich und deine Mutter zu verehren.

Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten! Müßtest eine Schaffelmütze tragen, blauen Mantel von kaschubischem Tuche, pelzgefüttert und mit Bänder-schleifen.



Hätten dir den eignen Gurt gegeben, rote Schuhchen für die kleinen Füße, fest und blank mit Nägelchen beschlagen. Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten!

Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten! Früh am Morgen weißes Brot mit Honig, frische Butter, wunderweiches Schmorfleisch, — mittags Gerstegrütze, gelbe Tunke,



Gänsefleisch und Kuttelfleck mit Ingwer, fette Würst und goldenen Eierkuchen, Krug um Krug das starke Bier aus Putzig! — Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!

Und wie wir das Herz dir schenken wollten!
Sieh, wir wären alle fromm geworden, alle Knie würden sich dir beugen, alle Füße Himmelswege gehen!

Niemals würde eine Scheune brennen, sonntags nie ein trunkner Schädel bluten,
wärst du, Kindchen, im Kaschubenlande, wärst du, Kindchen, doch bei uns geboren!

♩

GDYBYŚ W ZIEMI KASZUBSKIEJ TO PANIE

Gdybyś w ziemi kaszubskiej to Panie Narodził się, Ty Boży Maluchu Patrz, nie musiałbyś leżeć na sianie Miętko Ty byś spoczywał na puchu

Rodzić, mieszkać nie musiałbyś w szopie ciepłe miałbyś przy piecu łózczo Proboszcz sam by przybiegł, Boży Knopie, Witać Ciebie wraz z Twoją Mateczką.

Ach, my byśmy ubrali Cię, Dziecię Nosić byś musiał czapę z barana Płaszcz z kaszubskiej chusty miałbyś, przecie, a ciepłym futerkiem podszywany

Butki czerwone na małe stopy mocno lśniącymi gwoździami podbite Ci swe pasy oddaliby chłopy Miałbyś Ty ubranie znakomite.

Jak Ty byś był u nas odkarmiony Białym chlebem z masłem, miodem rano I delikatnym mięsem duszonym W obiad kaszą jęczmienną polaną.

Warzywami gęsi ud przybrany tłusta wuszta, naleśniki złote Trzy śmietankowego mleka dzbany Jezu, miałbyś na wszystko ochotę

Serce byśmy Ci ofiarowali Patrz z nas każdy byłby już pobożny Na kolana byśmy upadali Wolni od uczynków grzesznych, zdrożnych.

Nie podpałałyby stodoły sztubak Nikt pijany nigdy by nie chodził Gdybyś był się Chryste na Kaszubah Gdybyś tylko u nas się narodził.



■ Das Problem der „Liebesschlösser“ löst man in Lettland pragmatisch.



■ Die längste Bernsteinkette der Welt findet man in Liepāja/Lettland.



■ Der Berg der Kreuze bei Šiauliai in Litauen.



■ Steilküste im Norden Estlands.



■ Störche trifft man mancherorts öfter, als Menschen. ■ Holz ist im Nordosten Europas immer noch ein beliebtes Heizmaterial.

